„Derjenige, welcher."

„Derjenige, welcher“

und andere Novellen

von

E. von Wald-Zedtwitz.

Berlin, 1892.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Inhalt.

Meinem Freunde und Berufsgenossen

Ernst von Wolzogen

zugeeignet

E. von Wald-Zedtwitz.

Meiningen 1892.

Derjenige, welcher.

In einem lautlosen, romantischen Winkel des östlichen Holstein lag meine Vaterstadt. Ein süßer Zauber war darüber ausgebreitet. Zärtlich schmiegten sich die kleinen, mit roten Ziegeln gedeckten Häuser an die schilfigen Ufer eines ausgedehnten Sees; die uralten Buchen des fürstlichen Schloßgartens tauchten ihre schwerbelaubten Zweige in die blinkende Wasserfläche; die grünumzäunten Gärten der Honoratioren grenzten daran und weiterhin schlossen bewaldete Hügelketten das stimmungsvolle Bild ab.

Welch' reicher Quell unschuldiger Freuden war für uns Knaben dieser See und welche geheime Sorgen bereitete er im Gegensatz dazu unseren Angehörigen!

Hinter unserem Garten befand sich selbstredend, wie hinter allen übrigen, ein Steg, welchen unsere dicke Dette mit wahrer Leidenschaft benutzte, um von da aus die Wäsche zu spülen. Wie oft habe ich ihr, trotz ihres Widerstrebens, dabei geholfen, wie oft flogen Schuhe und Strümpfe auf den Rasen und dann ging es patsch, patsch mit den nackten Füßen hinein in das silberklare Naß.

Manchmal freilich, im allzugroßen Eifer des Angelns oder bei zu regem Spiele mit den selbstgebauten, hölzernen Schiffen, schoß Fritzchen, nämlich ich selbst, auch wohl einmal Hals über Kopf in das Wasser hinein, um naß, wie eine gebadete Katze, wieder heraus zu kommen. Gefahr drohte dabei

nicht, am Ufer war es noch nicht tief; man konnte sich da wohl einen Schnupfen holen, aber an Ertrinken war nicht zu denken. Weiter hin freilich, besonders in der Nähe der Fasaneninsel, wäre ein solches unfreiwilliges Bad bedenklich gewesen. Dette wußte es gar nicht grausig genug auszumalen, wie „rasend" tief es dort hinunter ginge.

„Und da plumpst Du Nasewеis auch noch einmal hinein!" schloß sie jede ihrer diesbezüglichen Reden.

„Büst Du viellicht all eenmal da ünnen west, dat Du dat so genau weest?" fragte ich.

„Du dumme Jung!" Und Dette schlampampte mir nun ein Paar nasse Strümpfe um die Ohren, daß mir weitere Fragen vergingen.

Das war so eine echte, stramme, blondhaarige Holsteinerin vom alten Schlage. Meine Mutter sagte mir später, sie sei ein bildhübsches Mädchen gewesen und habe mit ihren blauen Augen und ihren dicken Zöpfen, auf denen das kleine weiße Holsteiner Häubchen keck, wie ein dahin verwehtes Blütenblatt saß, unter den Männern manches Unheil angerichtet. — Vielleicht war es recht gut, daß mir damals noch kein Auge, und wäre es noch so blau, kein Zopf, und wäre er noch so dick und blond gewesen, gefährlich wurde.

Ach, unser lieber See! Im Sommer das Schwimmen, das Rudern, und im Winter die herrliche Eisbahn, die fast ununterbrochen vom November bis März zu dauern pflegte.

„Wie wird es bei uns zu Lande so früh kalt, oha!" sagte meine Mutter oft, „das viele Holz, es ist kaum noch zu erschwingen."

„Ganz recht, meine liebe Frau Syndica," antwortete dann gewöhnlich die Doktorin, unsere Nachbarin. „Bei uns im Süden — — —"

Ein schmachtender Blick nach oben setzte den Satz fort, der dann stets mit einem halb wegwerfenden: „Na überhaupt!" endete.

„Nun sonst,“ fiel dann meine Mutter gekränkt ein, „können Sie doch nichts auf unsere Stadt und unsere Gegend sagen, — solche Luft wie unsere Luft — und besseres Pflaster giebt es nirgends — und Straßenbeleuchtung erhalten wir nächstens auch — — und die Menschen, ach, die sind bei uns so ehrlich und gesittet!“ —

Meine gute Altsche, hier geboren, „groß gemacht,“ erzogen, verheiratet und zwölfmal Mutter geworden — „eigentlich wären es dreizehn,“ sagte sie oft wehmütig — ließ auf unser Städtchen nun einmal nichts kommen, und wenn sie daran dachte, vielleicht einmal wo anders sterben zu sollen — — oha, oha!

Das feststehende: „Na überhaupt!“ der Frau Doktorin ärgerte mich auch gewaltig und es bereitete mir eine wahre Herzensfreude, wenn meine Mutter sie einmal gehörig „abtrumpfte.“ —

Sie hatte hier überhaupt nicht viel Freunde, denn sie besaß einen Fehler, den sie nun einmal nicht ablegen konnte. Sie stammte nämlich nicht aus unserem Ort, ja noch nicht einmal aus den Herzogtümern und das galt ja selbstredend als Verbrechen. Sie sprach stets von „ihrem Süden“, damit meinte sie Pankow bei Berlin. Nach hiesigen Begriffen, welche die Welt damals nur bis an die Elbe mit eigentlichen Menschen bevölkerte, also ebenso gut, als hätte ihre Wiege unter dem Äquator mitten in der Sahara gestanden, wo sie mit wildem Honig und Kameelsmilch groß gezogen wurde. Ob sich an ihrem hageren Körper doch nicht irgendwo noch ein Stückchen pechrabenschwarzer Negerhaut vorfand, war noch gar nicht erwiesen. Wahrscheinlich am Halse, denn sie trug die Kleider, angeblich, weil sie zu sehr unter der nordischen Kälte zu leiden hatte, der Mode entgegen, bis hoch hinauf geschlossen. Eine ordentliche, holsteinische Doktorenfrau mußte, wie alle anderen, aber hübsch ausgeschnitten gehen.

„Nun jeder, wie's ihm gut dünkt,“ sagte meine Mutter, „wer kann's wissen, was sie zu verbergen hat.“

Damas staunte ich, ob diesen großen Wortes, später wurde mir freilich erst klar, welch grelles Streiflicht dadurch auf unsere kleinstädtischen Verhältnisse geworfen wurde. — Wehe dem, dem etwas gut dünkte, was nicht allen gefiel, bei uns war dies durchaus nicht Sitte.

Selbstredend war anfangs die ganze männliche Jugend, gleichviel welcher gesellschaftlichen Stellung, mit mir befreundet. Mir war es gleich, ob ich mit einem Rats-, Schusters- oder Schneiderssohn spielte. Wenn sie nur lustig waren und darauf eingingen, was ich anzugeben beliebte.

Nur Einen gab es, mit dem ich mich nicht stellen konnte, das war Kay Iversens, drüben von der Bleiche. Das Drüben, natürlich von unserem Haus aus gerechnet, war für mich der schönste Punkt meiner Vaterstadt und folglich der ganzen Erde. Die Bleiche lag jenseits des Sees, gehörte Kays Vater, Herrn Ratmann Jakob Iversens, welcher dort ein stattliches Haus besaß, darin ein Glasergeschäft betrieb, und gleichzeitig seinen Wiesengarten an die Bürgerfrauen vermietete, damit sie dort ihre Wäsche trocknen konnten.

Es wäre nach örtlichen Begriffen durchaus nicht anständig gewesen, hätten sie das in ihren eigenen Gärten oder gar in den nach der Straße zu gelegenen Höfen thun wollen. Herr Ratmann Iversens, zum Unterschiede von Semmel-, Braunbier-, Pflaumen-, Eisen- und Lack-Iversens, „Bleich-Iversens" genannt, war, da er gewissermaßen doch mit dem wichtigsten Vorkommnisse des häuslichen Lebens, mit der Vierteljahrswäsche, im engsten Zusammenhange stand, eine sehr angesehene und viel umworbene Persönlichkeit. Erst versicherte sich jede tüchtige Hausfrau Bleich-Iversens, dann wurde die Wäsche angesetzt. Das hatte die Frau Doktorin auch einmal versäumt, die gute Seele konnte sich nun einmal nicht in das finden, was hier Sitte war. Da kam sie schön an. Herr Bleich-Iversens bedauerte, nicht dienen zu können, obgleich er seine

ganze Wiese frei hatte. Er hielt eben auf Etikette und vergab sich nichts.

Kay, mein einziger Nichtfreund — Feind wäre zuviel gesagt — hatte von dem Wesen seines Erzeugers ein gutes Teilchen Selbstbewußtsein abbekommen. Auch er wollte, was ihm auch oft gelang, die allzeit spiel- und rauflustige Jugend der Stadt anführen und bei allem was geschah, der erste sein. So konnte es nicht ausbleiben, daß wir beide bald einander grollten, und daß eines denkwürdigen Sommerabends unser lang verhaltener Zorn in hellen Flammen ausbrach.

Sieben Schläge dröhnten von dem spitzen Turme der Stadtkirche, dessen Schieferdach beinahe bis zur Erde reichte; es sah aus, als ob er im Laufe der Jahrhunderte in den Boden versunken wäre.

Wie alle Abende, so auch an diesem, versammelte sich die wehrfähige Jugend auf dem Marktplatze. „Räuber und Soldaten!" rief ich. „Dänen und Preußen!" deshalb selbstverständlich Kay Iversens.

Das letztere Spiel gehörte, wir lebten im Jahre 1848, damals entschieden zu den bevorzugtesten. Aber von seiten der Schulen und der Eltern, ja sogar laut Allerhöchstbürgermeisterlicher Verordnung war es untersagt. Im Städtchen waren die dänischen und die deutschen Sympathien geteilt, das Bürger-Kasino war deshalb schon in die Luft geflogen; der Zwist wurde bis in das Innerste der Familien getragen und zwei Verlobungen waren deshalb schon zurückgegangen. Die Jugend hatte natürlich in wahrhaft fanatischem Eifer Partei ergriffen und eine riesige Gesamtprügelei mit blutigen Köpfen war das jedesmalige Ende vom Dänen- und Preußenspiele gewesen.

Das mußte sich ändern, von Politik durfte hinfüro nicht mehr die Rede sein, denn der Herr Bürgermeister mußte wieder seine Partie im Kasino haben, und dann liebte seine Käthe, Hans Jürgensen, den Sohn des Ratmannes und Schöppen. Käthens Eltern aber waren

dänisch, Hansens deutsch gesinnt, das konnte, man hatte ja schon Beispiele davon, das junge Liebesglück stören und deshalb war man in der letzten, geheimen Magistratssitzung übereingekommen, in unserer Stadt die Politik abzuschaffen. Für uns natürlich ein Reiz mehr, jenes verpönte Spiel erst recht zu spielen.

Wenn wir uns nicht einigen konnten, so entschied nach altem Schulgebrauch Stimmenmehrheit, wollte das nicht gelingen, das Los. — Heute herrschte Stimmengleichheit.

„Also dat Los!" sagte ich.

„Ja, aber nich bedreegen, wie nülich!" meinte Kay Iversens dagegen.

„Wer hett bedroogen?"

„Du!"

„Ick?!"

Flitsch — flatsch, und Kay erhielt von mir ein Paar Ohrfeigen, deren er sich nicht versehen hatte.

„Wat! Hauen wullt Du! Na, denn man tau!"

Nun stürzte er auf mich zu, die andern, den ritterlichen Zweikampf ehrend, traten, ohne eine Hand zu rühren, beiseite, und ich muß es offen bekennen, Kay walkte mich tüchtig durch. Ich lag mit blutender Nase auf dem Pflaster, er setzte, nach herrschender Sitte, der ich mich natürlich fügte, seinen schmutzigen Stiefelabsatz auf meinen Nacken und hob triumphierend die Rechte.

„Edle Kampfgenossen, Jünglinge unserer Vaterstadt, hört, staunt und sprecht Euer hochweises Urteil," rief er in seiner theatralischen, selbstbewußten Art, mit weithin dröhnender Stimme und verzücktem Augenrollen, „wer ist hier der Besiegte, der edle Ritter Fritz Lassen, denn seinen Edelmut muß ich, als sein Feind anerkennen, er hat sich männlich gewehrt, oder ich, der edle Kay Iversens von der Bleiche!?"

Tiefes Schweigen, so gebot es die Vorschrift.

„Nun sprecht, Ihr Holstenmänner!"

„Kay Iversens von der Bleiche!" erscholl es jetzt, wie aus einem Munde.

Kay lüftete nun die Kappe, hob den Absatz von meinem Nacken und rief wieder: „Steh auf, laß uns Freunde sein, Ritter, denn ich bin jetzt Derjenige, welcher!"

Die letzte Redewendung war kühn, neu, noch nie dagewesen und machte einen so tiefen Eindruck auf die Zuhörer, und später auf die gesamte Bürgerschaft, daß Kay Iversens von der Bleiche für das ganze Leben „Derjenige, welcher!" blieb. — Seine ferneren, großmütigen Worte: „Laß uns Freunde sein, Ritter," erfüllten sich, denn wir sind es von da ab fürs ganze Leben geblieben, und wenn wir uns auch oft aus den Augen verloren, so hörten wir doch ab und zu von einander, bis wir uns endlich wieder zusammen fanden.

Jenes denkwürdige Turnier auf dem Marktplatze meiner Vaterstadt bezeichnete einen neuen Lebensabschnitt in meinem jungen Dasein. Kay Iversens von der Bleiche, genannt: „Derjenige, welcher" und ich waren von nun an unzertrennliche Gefährten, ja, ich sah mit einer gewissen schwärmerischen Verehrung zu dem hübschen, phantastisch angelegten Jungen auf, und begriff gar nicht, daß ich mich nicht schon früher weit mehr zu ihm hingezogen gefühlt hatte. Größer wie ich, zeigten seine Glieder einen schlanken und doch kräftigen Bau, er turnte wie ein junger Gott.

„Ja Kay," meinte eines Tages unser alter Klassenlehrer, welcher ihm in der Freiviertelstunde auf dem Hofe zusah, wie er eine Welle nach der andern am Reck ausführte, „wenn das mit den Wissenschaften so ginge, wie damit, so wärst Du wirklich „Derjenige, welcher!"" Allgemeines Gelächter, nannten Kay noch nicht alle bei seinen Spitznamen, jetzt that es die ganze Stadt.

Auf Kays wohlgestaltetem Körper saß ein bild-

hübscher Kopf. Eine der Elternmütter der Iversens, so erzählte die Mär, sollte eine Italienerin oder wenigstens so etwas ähnliches gewesen sein, und italienisches Gepräge war auch in seinen Zügen zu bemerken. Die südliche, blutwarme Hautfarbe, die schwarzen, feurigen Augen mit den geschwungenen Brauen, die feine, gebogene Nase, die roten Lippen und das seidenweiche, dabei doch leichtgewellte, dichte Haupthaar, deuteten darauf hin.

Sein Wesen war selbstbewußt, er wußte, daß er hübsch war. Alles dieses zog mich jedoch erst in zweiter Linie an, sein feuriges Temperament, seine eigentümliche, bilderreiche Redeweise, der er sich so häufig befleißigte, bildete einen weit stärkeren Magnet für mich.

„Hol über!" erklang eben vom jenseitigen Ufer zu mir in den Garten. Eins — zwei — drei — die Bücher zusammen schlagend, stand ich schon auf dem Sprunge, dem Lockruf zu folgen.

„Schon wieder!" sagte meine Mutter ärgerlich, die mit ihrem blauen Strickstrumpf, ohne den ich sie mir heute noch gar nicht denken kann — man bedenke, daß sie achtundzwanzig Füße zu bestricken hatte — neben mir unter dem Gravensteiner Apfelbaume saß und meine Schularbeiten überwachte. „Höre, mein Junge, das wird mir etwas zu viel, den ganzen Tag bist Du drüben; da kommt die Arbeit zu kurz und solche stürmische Freundschaft dauert nicht lange."

„Wir arbeiten zusammen," damit eilte ich vorwärts, löste am See unser Boot von dem Pfahl und folgte Kays „Hol über," was in diesem Falle „Komm herüber" bedeutete. Er kam fast nie zu uns. Es war ja auch natürlich, bei uns blieben wir nie allein, einige meiner vielen Geschwister waren stets zugegen und gerade das Alleinsein hatte für uns seine Reize. Da lagen wir ausgestreckt auf der weichen, moosigen Wiese des Trockenplatzes, die frisch gewaschene Wäsche flatterte im Winde und der Geruch von bleichendem Linnen erfüllte die Luft.

„Hörst Du, wie der See geheimnisvoll rauscht?" fragte Kay. „Weißt Du, was er erzählt?" Er sprach in gedämpftem Tone.

„Nee," antwortete ich im höchsten Grade prosaisch.

„Nee? Nee? Befleißigt Euch einer besseren Redeweise, Ritter! — So Ihr's nicht wißt, gehet hin und fraget das flüsternde Schilf, oder den Rohrspatz — vielleicht die Nachtigall — ja — ja — gehet zu Philomelen."

Kay richtete den Oberkörper aus dem Grase empor und lauschte verzückten Blickes den langen, schluchzenden Tönen, welche eben vom Schloßpark herüberklangen.

„Wie berauschend — wie schön — wie erhaben, schwinge Dich zu ihr auf, meine junge Seele! — — da ist sie!"

„Wer, Deine Seele?" sagte ich lachend.

„Holzklotz!" war seine einzige Antwort.

„Da diese meine ich," sagte er, auf ein altes Weib deutend, die bucklige Miene von den Weiden, welche zum See humpelte, sich die Gießkanne füllte und ihr Stückchen Selbstgesponnenes begoß.

„Schau, Ritter Fritz, meine liebliche Jungfrau begeußet züchtiglich die Linnen. Welche Anmut der Bewegung, — welche Wohlgeformtheit der Glieder! Und sie ist mein, edler Ritter!"

Das war ja alles überspannt, stand im schneidensten Gegensatze zu meinem etwas burschikosen Naturalismus, dennoch zog es mich mächtig an.

„Habt Ihr die Bücher hier, edler Lord?"

„Kreuzmillionen — und doch vergessen!"

„Geruht sie zu besorgen — oder schickt meinen Knappen. Heda Knappe Crischan. Du sast glief mal na Fro Syndica röber gahn, Zumpts Grammatik und Hirzels Geometrica holen. Ist Euer Hirn nicht zu schwach, es zu behalten, sonst ziehe ich Griffel und Papiros — —."

Christian glotzte Kay an, wie die Kuh das neue Thor, ging und brachte bald das Gewünschte.

Plötzlich war Kay ernst geworden und „ochste" mit einem wahren Feuereifer. Ich mußte ihm die Vokabeln überhören und wir lösten eine mathematische Aufgabe nach der andern. Kay entwickelte eine Ausdauer, welche ich ihm nie zugetraut hatte. Nach und nach, als er die Aufgaben inne hatte und sie nur noch wiederholte, verfiel er in den alten Ton, brüllte panis, piscis, crinis, finis mit ungeheurem Pathos in den sonnenhellen Tag hinaus, oder näherte sich der alten Miene und leierte eine ganze Reihe von arithmetischen Formeln, a quadrat, plus be quadrat kniend, in Form einer Liebeserklärung vor ihr ab.

„Weißt Du nun, Melanchthon, warum ich jetzt so kannibalisch fleißig bin und zwar weder dem väterlichen Klopfstock noch dem eigenen Triebe folgend?"

Ich sah ihn fragend an.

„Freund, Ihr wißt es wirklich nicht? — — Nun, so sei's Euch vertraut. Nur Disputandibus — zum Ärger — denn ich will auch in den Wissenschaften — „Derjenige, welcher" — sein."

Disputandibus war der Spitzname für unseren guten Klassenlehrer, der es liebte, ab und zu eine Streitfrage aufzuwerfen und sich freute, wenn wir unter einander tüchtig darüber disputierten. So war er zu dem ungrammatikalischen Spitznamen gekommen.

Ja, Kay Iversens war ehrgeizig, aber leider entsprang der Ehrgeiz nicht aus der richtigen Quelle. Er war nicht fleißig, um etwas Tüchtiges zu leisten, sondern nur um zu zeigen, daß er konnte, was er wollte und von sich reden zu machen. — Dieser Zweck gelang ihm vollkommen, man verwunderte sich des Todes über den Anlauf, welchen er so plötzlich genommen hatte.

Eine berechtigte Unsitte unserer Vaterstadt war es, daß wir Schüler in den Nachmittagsstunden von fünf bis

sechs um das sogenannte Viereck gingen, angeblich, um frische Luft zu schöpfen und uns Bewegung zu verschaffen, in Wirklichkeit aber nur, um den allerliebsten Backfischchen der höheren Töchter-Mädchenschule — wie sie der Volksmund bezeichnet hatte — nicht bedenkend, in welches eigentümliche Licht eigentlich die „höheren Töchter" dadurch gestellt wurden zu begegnen.

Früher hatte ich mich niemals in diese „Tretmühle" begeben, jetzt aber, seitdem mich die Freundschaft mit Kay verband, war ich der eifrigste Besucher derselben. Arm in Arm schlenderten wir, das flotte Dandystöckchen in der behandschuhten Rechten, dahin, jedem Backfische zierlich ausweichend und ehrerbietig „deckelnd".

„Hast Du gesehen, wie Lena Uffermann nach mir sah?" fragte Kay, worauf ich zustimmend antwortete.

„Und Henny Gottschappel erst und dann die kleine Persoruis aus Hamburg und die anderen — ja — ja — Kay Iversens ist Derjenige, welcher! Sie sind alle sterblich in mich verliebt."

Das klang zwar entsetzlich überhebend, einige der Backfischblicke konnte ich doch auch für mich in Anspruch nehmen. Aber Kay sagte das mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß ich gar nicht daran dachte, ihm zu widersprechen. Ich habe mir später oft Vorwürfe darüber gemacht, es wäre für sein ganzes Leben nicht ohne wohlthuenden Einfluß gewesen, hätte er einen guten Freund gehabt, der ihm ordentlich die Wahrheit gesagt hätte und ihm entgegengetreten wäre.

Heute wurde das alljährlich wiederkehrende Waldfest, draußen im Süßenkruge, einem schönen Buchenwalde nahe der Stadt, gefeiert. Begünstigt vom herrlichsten Sonnenscheine, versammelte sich die männliche und weibliche schulfähige Jugend auf dem Markte, um in feierlichem Zuge mit Musik hinauszuziehen.

Kay Iversens, in einem auffallenden schwarz und gelb gewürfelten Anzuge, einen großen Blumenstrauß an der

Brust, marschierte stolz an der Spitze seiner Klasse dahin. Er sah anders aus, wie alle anderen Schüler, aber merkwürdiger Weise erregte er weder das Gespött seiner Genossen, noch das Mißfallen der Bürgerschaft. Kay konnte sich das schon herausnehmen, ihm stand es, er war ja Derjenige, welcher.

Wir zogen die von hundert und mehrjährigen Eichen beschattete Landstraße entlang, welche sich am See vorüber, durch die an sanften Reizen so reiche Landschaft, bis zum Walde schlängelte. — Wie uns dort die schattenspendenden Buchen so angenehm umfingen, wie die Vögel uns gleichsam zur Begrüßung, in den Zweigen jubilierten und wie die würzigen Moose uns ihre Düfte entgegenströmten!

Kay Iversens war es, der den ersten Preis beim Schauturnen errang, er war es, den die Mädchen beim Tanze bevorzugten.

Neidisch betrachtete ein Backfischchen das andere, wenn er mit einer der leichtbeschwingten Töchter über den Rasen flog. — Ja, er tanzte gut, der schlanke, hübsche Kay und das war auf dem schlüpfrigen, unebenen Boden nicht leicht. Spielend, seine Tänzerin sicher im Arme, überwand er alle Hindernisse. Da ging's mir und vielen meiner Mitschüler schlechter, wir stolperten, holperten, bis uns endlich ein heimtückischer Maulwurfshaufen unbarmherzig zu Falle brachte.

Aber keiner der jugendlichen Tänzer neidete ihm sein Glück bei den Schülerinnen der ersten und zweiten Klasse, wir waren es eben gewohnt, Kay bevorzugt zu sehen. Wer hätte es auch von uns fertig gebracht, sich so zu benehmen, wie er und so gewandt zu sprechen:

„Fräulein Hulda, darf ich mir den wonnigsten Augenblick meines Lebens verschaffen?" Dahin flog er mit dem beglückten, angehenden Backfisch. Fräulein hatte er sie genannt, sie verschaffte ihm den wonnigsten Augenblick seines Lebens. Oha!

Wenn ich wie die meisten anderen Knaben entweder

gar nichts sagte, sondern nur einen möglichst unbeholfenen Diener machte, oder es höchstens zu einem bengelhaften: „Wollen wir mal, Hulda?" brachte, dann gegen den Takt der Musik wie ein junger Grashüpfer „losging" und ihr auf die Füßchen trat, da mußten die Vergleiche ja geweckt werden. Selbstverständlich fielen sie stets zu Kay's Vorteil aus und alle Welt war ganz überzeugt, daß er ohne allen Zweifel, Derjenige welcher war.

Von allen Seiten wurden ihm Zeichen der Anerkennung, ja der Huldigung dargebracht. Die jungen Dämchen machten absichtlich Verwirrung, um mit ihm zu tanzen, die besten Freundinnen entzweiten sich seinetwegen und an seinem Geburtstage waren heimliche Blumensendungen, hochromantische Gedichte keine Seltenheit.

Mitten in die Hochfluth meiner Freundschaft zu Kay fiel wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Versetzung meines Vaters in eine andere Stadt der Herzogtümer, später schied er während der politischen Wirren der letzten Jahre ganz aus dem Staatsdienste und nahm in Berlin eine Stellung bei einem größeren Privatunternehmen an.

Der Abschied zwischen Kay und mir war wahrhaft herzbrechend.

„Schäme Dich nicht der Thränen, mein Castor, Dein Pollux fängt sie in güldener Schale auf, nur seinem Auge sichtbar, wandeln sie sich in Perlen vom reinsten Wasser."

„Adjes, Kay," schluchzte ich laut, „Du warst immer ein guter Kerl." —

„Konnte ich anders sein? — — Konnte ich gegen die Natur kämpfen?" Die ganze Klasse hatte mir das Geleit gegeben und eben wollte ich in den großen, gelben Postwagen steigen, der mich meiner lieben Heimat entführen sollte, da umarmte mich Kay und küßte mich.

Keiner der anderen Jungen hätte das gethan, jeder Andere wäre furchtbar verhöhnt worden. — Zwei Bengels sich küssen — ha — ha — lächerlich! — Bei Kay fand

man gar nichts darin, denn er war eben Derjenige, welcher.

Im Anfang flog Brief auf Brief herüber und hinüber, einer immer zärtlicher wie der andere. Auch ich versuchte mich zu einer poetischen Sprache aufzuschwingen und brachte wahrhaft Schauderhaftes zu stande. Nach und nach wurde der schriftliche Gefühlsaustausch immer schwächer, wir begnügten uns mehr an einander zu denken, endlich hörte auch das beinahe auf. Das Leben mit seinen an Abwechslung so reichen Strömungen erfaßte uns, trieb uns dorthin, trieb uns da hin und nur selten hörte einer von dem andern.

Was mir von Kay Iversens zu Ohren kam, war nicht gerade günstig. Bald hatte er dies, bald jenes angefangen, war Kaufmann, Landwirt gewesen, hatte bei einem fliegenden Korps der ehemaligen Schleswig-Holsteinischen Armee gedient, war von den Dänen gefangen genommen worden und nur wie durch ein Wunder dem Tode durch die Kugel entgangen.

Einmal sah ich in Wien auf einer Vorstadtsbühne einen Schauspieler, der ihm sprechend ähnlich sah. Ich hätte, obgleich sein Name nicht auf dem Zettel stand, darauf wetten mögen, daß er es war. Wäre ich allein gewesen, so würde ich ihn bestimmt aufgesucht haben, da ich mich aber in Gesellschaft meiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise befand, so unterließ ich es. Die Auffrischung meiner Jugendfreundschaft konnte für meine Gattin doch unter Umständen wenig erbaulich sein. Wer wußte, wie Kay sich bei seinen besonderen Anlagen entwickelt hatte.

Richtig, er war's gewesen, ich erfuhr es später auf Umwegen. Seinen alten Spitznamen schien er nicht mehr mit Fug und Recht zu tragen, seinen Bühnenleistungen nach war er durchaus nicht Derjenige, welcher. Lange, lange Zeit hörte ich nichts mehr von ihm und ich muß gestehen, daß ich noch nicht einmal wußte, ob er überhaupt noch lebte. Mittlerweile war ich in die Mitte des vier-

zigsten Lebensjahres eingerückt, als eine Tante von mir das Zeitliche segnete und mir ihr hübsches Anwesen, ein geräumiges Haus und ein wunderschönes Gartengrundstück in meiner Vaterstadt hinterließ.

Des Dienstes überdrüssig, die Sehnsucht nach der Stätte meiner Jugend längst, längst im Herzen, entschloß ich mich schnell, nahm meinen Abschied, entsagte dem Getriebe der großen Welt und zog mich als — „Penschonär" —, der „sein Geld lebt", in meine Heimat zurück. Eben noch so klein, so altmodisch, so hinter der Landkarte gelegen, wie vor vierzig Jahren, umfing sie mich mit ihrer alten, unwiederstehlichen Traulichkeit.

„Unverändert! Unverändert!" rief ich, als ich mit meiner Gattin zum erstenmale durch die Straßen ging und ihr meine, mir einst so lieben Jugendplätze zeigte. Nun standen wir gerade auf dem niedrigen, künstlichen Hügel, der am Ende meines Gartens lag, und dort nur aufgeworfen worden war, damit man von da aus einen hübschen Blick über den See gewönne.

Liebevoll schmiegte sich meine Gattin an mich und schaute sinnig über die im Abendgolde schimmernde Wasserfläche, auf der sich weißschillernde Möven und dunkel beschopfte Wildenten wiegten. Ein duftiger Nebelschleier, hier und da rosig durchwoben, lag auf den ferngerückten Hügelketten, die in anmutiger Wellenlinie den Horizont begrenzten.

„Wie schön ist's in Deiner Heimat, mein lieber Mann," flüsterte mein Weib zärtlich.

„Ist sie es also wirklich?" fragte ich. „Ich glaubte stets, dieses Stückchen Erde erschien nur mir so schön, weil es eben meine Heimat ist."

„Nein — nein — — es liegt ein ganz eigener Zauber über diesen ostholsteinischen Seelandschaften."

„Und jede kleine Bucht ist mir hier bekannt; da, wo die alten Weiden stehen, fingen wir die besten Krebse, dort an der Südecke der Insel bissen die Hechte besonders gut

und da — ganz, ganz wie sonst — weht Vater Iversens frisch gewaschene Wäsche noch ebenso, wie vor vielen Jahren."

Ich glaubte mich wirklich um vier Decenien zurückversetzt, dann schien es mir wieder als wenn dort die blendend weißen Linnenstücke heute besonders munter flatterten, als ob sie mir ausdrücken wollten: „Willkommen — willkommen — ja die Bleiche steht noch auf demselben Flecke, ist unverändert! Nun, und wie steht es mit Dir? — Hast Du noch dieselben Gesinnungen wie einst?"

Ein wenig waren sie doch anders geworden. Ich liebte ja meine gute Vaterstadt noch aus vollem Herzen, sah aber doch, was sie eigentlich für ein kleines Nestchen war und hätte man nicht mittelst der Eisenbahn mit leichter Mühe Hamburg, Kiel und Berlin erreichen können, so würde ich's wohl niemals hier ausgehalten haben.

Ob denn der Bleicher Iversens noch lebte? — Das war kaum möglich, er wäre wenigstens hundert Jahre alt gewesen.

Die Bleiche war wahrscheinlich längst in andere Hände übergegangen. Oder sollte Kay sie übernommen, sich mit Weib und Kind dort als ehrsamer Spießbürger zurückgezogen haben? Ich nahm mir vor, mich sofort nach ihm zu erkundigen. Die Einrichtung meiner Wohnung beanspruchte jedoch meine Zeit vollauf, so daß ich nicht mehr an Kay Iversens dachte. —

Da stand ich eines Tages am Fenster und sah nichts denkend auf die Straße, welche, soweit das Auge reichte, nur ein einziges lebendes Wesen, den halbblinden Spitz meines Nachbarn, des Bürgermeisters, aufzuweisen hatte. Plötzlich kläffte das eklige, alte Tier mit seiner heiseren, unmelodischen Stimme, menschliche Tritte nahten und ich sah tänzelnden Schrittes einen Herrn vorübergehen, der in seiner äußern Erscheinung ein merkwürdiges Gemisch verspäteter Jugend und verfrühten Alters zeigte.

Zu mausgrauen, weiten Beinkleidern trug er eine

weiße Weste mit goldenen Knöpfen, ein auffallend kurzes braunes Sammetjaquet, helle Gamaschen, Lackschuhe, einen breiten Panama und ein rotseidenes Halstuch um den abgemagerten sehnigen Hals geschlungen. Wie in tiefen Sinnen blieb er gerade vor meinem Hause stehen und so hatte ich Muße, nun auch seine Gesichtszüge zu betrachten. Eine gebogene Nase sprang scharf aus einem welken, schlaffbackigen, auf den Wangen stark geröteten Gesicht, welches dunkle, feurige, unruhige, unter starken Braunen hin- und herrollende Augen belebten. Ein pechschwarzer, offenbar gefärbter Schnurbart beschattete die Lippen, während, scheinbar mit je einer Haarnadel aufgesteckte, gleichfalls tiefschwarze Locken, ziemlich lang unter dem Hut hervorsahen. Ein wunderbarer Anblick, vermutlich der Direktor einer hier gastierenden wandernden Schauspielertruppe. —

Der Mann stand noch immer vor meinem Hause, gestikulierte mit den Händen und schien den kurzen Dandystock mit dem großen silbernen Knopf gegen die Stirn gedrückt, wie im Selbstgespräch die Lippen zu bewegen. — Jetzt war er wohl mit sich einig, blickte auf, starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an und breitete in theatralischer Pose die Arme.

„Derjenige, welcher!" rief ich, ihn plötzlich erkennend, nickte ihm zu und eilte auf die Treppe, um ihm entgegen zu gehen. — Ich sah noch, wie er in das Haus stürzte, welches ihm unsere französische Bonne, Mademoiselle Marie, öffnete und hörte, wie er, als er die kleine Französin erblickte, sie mit einem wahrhaft dramatischen: „Ach seid mir gegrüßt!" bewillkommnete.

„Mein Fräulein, vermutlich die schöne Tochter meines Bluts- und Herzensfreundes, lassen Sie sich gnädigst herab, Ihrem von mir so sehr verehrten Herrn Papa seinen Freund zu melden. — Nur Freund — — er hat keinen Freund außer mir auf der Welt!" —

Das Alles war mit ungeheurem Pathos, mit steigender und fallender Stimme gesprochen und von deklamato-

rischen Handbewegungen begleitet gewesen. — Ich war auf dem obersten Treppenabsatz stehen geblieben und hatte ungesehen den Redeschwall mit angehört. Prustend vor Lachen kam meine kleine Französin herauf und meldete „das sonderbare Herr", wie sie in ihrer gebrochenen Mundart sagte.

Ich eilte Kay entgegen.

„Fritz — das mein blödes Auge Dich noch einmal wiederschaut! — Himmel, Du warst gütig gegen Deinen Knecht!"

„Kay!" sagte ich lachend: „Kay, immer noch Derjenige, welcher, wie ich sehe!"

„Immer noch!" Ich konnte nicht unterscheiden, ob er diese Überzeugung wirklich hegte, oder ob er nur scherzte. Ich hatte ihn inzwischen in mein Zimmer geführt. Er warf sich in den dargebotenen Sessel, schlug die Beine übereinander, mit seinen zierlichen Schuhen und den Gamaschen auffallend kokettierend. Der ehemalige Schauspieler sprach bei ihm aus jeder Bewegung.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Kay", begann ich, „nun treffen wir uns hier wieder, wo wir uns vor so langen Jahren trennten. Ja, ja, es zieht den Vogel immer wieder nach seinem Neste, wo er ausgeflogen ist."

„Eine Ewigkeit dünkt es mich," antwortete er mit rollenden Augen, „aber wenn das Herz nur jung geblieben ist. Fritz, ich fühle wie ein Jüngling wie damals — — damals!"

Ich sah ihn lächelnd an. Sein Äußeres, die Art sich zu kleiden und zu sprechen bewiesen mir genugsam, daß er das Jünglingsalter etwas zu wenig vergessen hatte.

„Welche wonnige Jungfrau spendete mir den Willkommsgruß in der Halle Deines Hauses, mein Fritz? Dein Töchterlein scheint mir das reizendste Geschöpf, welches jemals mein Auge erschaute."

Ich wollte ihm mittheilen, daß ihm nicht meine Tochter, sondern deren Französin die Thür öffnete, fand

aber keine Zeit dazu, denn er fuhr in wahrhafter Verzückung fort: „Und ich habe manches Mägdelein erschaut, schön und rosig, aber eine solche Blume aus Gottes Sommergarten begegnete mir nimmer! Mein Fritz, mich hat das Leben an seinem Gängelbande wunderbar verschlungene Pfade geführt — aber bis jetzt blieb mein Herz ungerührt. Tausende hätte ich freien können — Tausende.“

„Das glaube ich Dir gerne,“ schaltete ich ein.

„Vor zwei Mal drei Jahren segnete mein Vater das Zeitliche und ich kehrte zu den Göttern des Hauses zurück — und nun bin ich der allzeit gesuchte Bleicher!“

„So, so,“ sagte ich, „Dann muß ich Dich nur gleich meiner Frau vorstellen, denn solche wichtige Persönlichkeit wie den Bleicher kann sie ja garnicht früh genug kennen lernen.“

Ich klingelte, Mademoiselle Marie erschien, diesmal mit der Brille auf der Nase, was ihrem kleinen, feinen Gesichte einen noch pikanteren Ausdruck gab. — Kay sprang wie elektrisiert auf.

„Mein Fräulein, der Freund Ihres Vaters — ist natürlich auch Ihr Freund — fordern Sie von mir was Sie wollen — mein Blut — mein Leben — —!“

Ich schwieg, mich belustigte dieser Auftritt und ich weidete mich an den erstaunten Blicken meines Fräuleins, die offenbar am Verstande dieses sonderbaren Herrn zweifelte. — Doch sie faßte sich schnell.

„Sie irren, Monsieur, ich bin nicht die Tochter des Hauses, sondern la bonne.“

„La bonne!? Oh!“

„Bitten Sie die gnädige Frau hierher,“ machte ich dem Gespräch ein Ende und Kay starrte mich wie verwirrt an.

„So hätte die Stimme der Natur mich getäuscht — aber sie ist hinreißend, so hinreißend, daß sie Deine Tochter sein könnte, mein Fritz.“

Bald darauf erschien meine Frau. Kay zerriß sich

vor Artigkeit, versprach ihr stets das schönste Trockenwetter bei Petrus zu bestellen und ließ nicht nach, ehe er meiner Gattin und mir das Versprechen abgenommen hatte, das nächste Bürgertanzkränzchen im Casino zu besuchen.

„Ich bin noch unvermählt," sagte er im Laufe des Gespächs und nur allzu deutlich war aus seinen Worten und Mienen zu erkennen, daß es nur an ihm gelegen hatte, und daß er jeden Tag heiraten könne, wenn es ihm nur beliebte. —

„Ein komischer Mensch," sagte meine Frau, als er sich entfernt hatte. Ich mußte ihr Recht geben. Wenn ich ihn mir aber ganz deutlich vorstelle, wie er in seiner Jugend gewesen war, so hatte er sich ganz folgerichtig entwickelt. Bei längerem Verweilen in meiner Vaterstadt traf ich doch noch diesen und jenen Bekannten. Alle freuten sich meines Hierseins, alte Zeiten wurden durchgesprochen und wir kamen da auch manchmal auf Kay Iversens. Wunderbar, meine guten, sonst so kritischen Landsleute sahen wohl seine schrulligen Seiten, aber sie hatten sich so daran gewöhnt, daß sie eigentlich garnichts Absonderliches mehr darin fanden. Zudem war Kay Iversens bei allen öffentlichen Angelegenheiten wirklich noch immer Derjenige, welcher:

In der Stadtverordneten-Versammlung, beim Verschönerungs-, Bürgergesang-, Tierschutz-, dem pomologischen, dem Armen- und dem Missionsverein hatte er ein Wort mitzusprechen. Er hielt die zündendsten Reden, zeichnete die meisten Beiträge, zahlte, da sein Vater ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, die größten Steuern und gab bei den Wahlen meist den Ausschlag. Zudem noch Junggeselle, gab es Mütter mit verspäteten Töchtern genug, welche ihn als gute Partie warm hielten und ihn wahrhaft verhätschelten. Na und dann als Bleicher und Trockner der geliebten Wäsche war es auch gut, sich mit ihm auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. — Wie selbst-

bewußt schritt er aber auch einher, wie selbstbewußt grüßte er.

Endlich kam der Tag des Tanzkränzchens heran.

„Wollen wir wirklich hingehen?“ fragte ich meine Frau.

„Warum nicht,“ entgegnete diese, „wenn wir auch kein besonderes Vergnügen dort finden werden, so können wir's uns doch einmal ansehen und dann möchte ich unsere Marie, die sich bei dem Umzuge doch wirklich vorzüglich bewährt hat, auch dadurch eine Freude bereiten.“

„Item — so gehen wir!“ entschied ich.

Wirklich, wir besuchten das Kasino. Fast wie vor dreißig Jahren, wo ich hier als Schüler meinen ersten und glänzendsten Triumph feierte, sah es da aus. — Aber nein, doch eine große Veränderung. Statt der traumseligen Öllampen waren Petroleumlampen angebracht worden.

„Sei mir gegrüßt, mein Jugendfreund!“ begrüßte mich Kay, dann flatterte er davon, denn er hatte als Festordner alle Hände voll zu thun und offenbar keine Ahnung, welche lächerliche Rolle er hier eigentlich spielte. — Er, der alternde Mann, mit gebranntem, gefärbtem Haar, wie mir's schien, noch dazu geschminkt, hüpfte bald hier, bald dort hin, begrüßte jetzt diese, dann jene Dame und wurde von Allen in wahrhaft komischer Weise verwöhnt.

Nun begann der Tanz.

„Darf ich des Glückes teilhaftig werden, mit der Ballkönigin den Reigen zu eröffnen?“ fragte er, sich vor Marie tief verneigend.

Nun schwebte er mit ihr, welche sich des Lachens kaum erwehren konnte, dahin. Wie zierlich er die mit Lackschuhen und fleischfarbenen Strümpfen bekleideten Füßchen setzte, wie kokett er die Linke, welche den Chapeau claque hielt, in die Seite stemmte und wie er bei jeder Wendung den Kopf mit sprühenden Augen ruckweise bald nach rechts, bald nach links drehte.

„Kay Iversens ist heute sehr guter Laune, da wird

es ein hübscher Abend," sagte die dicke Stadtverordneten-Gattin Rosalie Kiehnspahn, welche ihn einst glühend geliebt hatte, zu mir. „Ah, er ist noch immer Derjenige welcher!" Sie schlug verhimmelnd die Augen auf.

„Das scheint mir so," gab ich etwas spöttisch zurück.

Jetzt huschte sie zu ihrer Tochter, welche nun auch bald dreißig Jahre zählte und schien ihr sehr eindringliche Ermahnungen zu geben.

Nun kam Damenwahl. Wie auf Kommando stürzten die jungen Mädchen auf Kay los und im Schweiße seines Angesichts arbeitete er eine Tour nach der andern ab.

„Nun und Sie nicht, Mademoiselle?" fragte er halb erstaunt, halb beleidigt, nach beendetem Tanze, sich vor Marie, die ihn nicht aufgefordert hatte, in malerischer Stellung aufpflanzend.

„Ich kann das gar nicht, dieser Sitte ist mich fremd," versuchte sich Marie zu entschuldigen.

„Sie sollen sie kennen lernen, Gnädigste!" sagte er selbstbewußt und „Polka — Damenwahl!" erklang sofort seine Kommandostimme durch den Saal. „Nun fordern Sie einen Herrn nach Ihrem Geschmack auf," wandte er sich an Mademoiselle.

Da geschah etwas Unerhörtes. Marie wandte sich an mich — und ließ Kay stehen. Er blieb wirklich wie angewurzelt noch lange auf demselben Platze. — Er konnte das offenbar nicht begreifen, diese Auffassung seitens der Französin schien ihm unerhört. Aber es blieb ihm wenig Zeit, darüber nachzudenken, denn von allen Seiten flatterten die Dämchen heran, um eine Tour von ihm zu erhaschen.

Einen Blick auf Marie werfend, die ich eben wieder nach mühsamen, ziemlich verunglückten Tanzversuchen auf ihren Platz führte, welcher genugsam besagte: „Sieh mich an, armes Kind, Du weißt noch nicht, daß ich Derjenige, welcher bin," schwebte er davon. Sichtlich bemüht, ihr dies zu beweisen, war er wie losgelassen, tanzte eine Française vor, wie man sie hier zu Lande noch gar nicht

gesehen hatte, brachte, mit Orden und Schleifen behangen, ihr Strauß über Strauß und zeichnete sie sichtlich aus.

„Marie, Marie, Sie haben eine Eroberung gemacht," neckte ich sie, als wir nach Hause gingen. „Gratuliere, die beste Partie im ganzen Orte."

„Ach, der Narr," sagte sie wegwerfend die Achseln zuckend.

Ich hatte nicht Unrecht, denn am nächsten Morgen kam er schon, um sich zu erkundigen, wie uns das Fest bekommen sei und legte es sichtlich darauf ab, Marie zu sprechen. Als meine Gattin nicht darauf einging, erhob er sich verstimmt und verließ uns.

„Ich glaube wirklich, der ist in sie verliebt," sagte meine Frau ganz aufgeregt und fand es abscheulich von mir, daß ich nur trocken erwiederte: „Das scheint mir auch so."

Mehr als einmal kam Marie lachend nach Hause, im Anfange erzählte sie dann wohl, daß Monsieur, Derjenige, welcher, ihr begegnet sei und sie angeredet habe, nach und nach sprach sie nicht mehr davon, obgleich wir durch die Kinder erfuhren, daß er sich ihnen im Schloßgarten angeschlossen habe.

„Ich glaube wahrhaftig, sie würde ihn nehmen, wenn er ernstliche Absichten hätte," wandte sich eines Tages meine Frau wieder an mich.

„Warum nicht?" gab ich gelassen zurück. — Doch da kam ich schön an.

„Warum nicht?" fuhr meine Ehehälfte auf. „Weil er viel zu alt für das junge Mädchen ist, weil er ein alter Geck ist, der jede Frau unglücklich machen muß!"

„Gott," entgegnete ich, „einem armen Mädchen, wie Marie, bleibt keine große Wahl, wenn sie sich nicht ihr ganzes Leben in fremden Häusern herumdrücken will. —"

„So braucht sie noch lange nicht solchen alten, abgelebten Stutzer zu nehmen," entschied meine Ehehälfte mit der ihr eigenen Bestimmtheit.

„Herr Kay Iversens,“ meldete nach einiger Zeit Marie und eine gewisse Verlegenheit war bei ihr nicht zu verkennen.

„Donnerwetter, sollte er mit ihr einig sein und mir davon Mitteilung machen wollen?“

Gott sei Dank, ich hatte mich getäuscht, er wollte mir bloß einen freundschaftlichen Besuch machen, vielleicht mit der geheimen Absicht, Marien zu sehen. —

Heute war ein für den städtischen Haushalt besonders wichtiger Tag angebrochen, denn die blendend weiße Wäsche stand in Körben bereit, um zu Kay Iversens auf den Trockenplatz getragen zu werden. Marie, unter deren Oberaufsicht die Wäsche stand, so lange sie nicht wohlverwahrt im Schranke lag, begleitete selbstredend den Transport und dem Scharfblick meiner Frau entging es nicht, daß sie es heute recht gern that, während sonst ihre Laune in der Wäschezeit nicht gerade verlockte, in nähere Beziehungen zu ihr zu treten.

„Wir werden ein sehr gutes Trockenwetter haben. Herr Iversens hat auch das Himmel gebeten.“

„Wir wollen mit, Marie! Ja — wir wollen mit!“ riefen die Kinder durcheinander.

„O non — non — da ist Wasser, Kinder fallen im Wasser.“

„Wir fallen nicht in's Wasser! Nimm uns nur mit.“

Marie schien sich zu besinnen, zog meine drei Sprossen sehr sauber an, kleidete sich selbst, wenn auch recht häuslich, so daß sie beim Aufhängen und Rollen tüchtig mit helfen konnte, dabei aber doch ausgesucht kokett an.

„Höre Mann — die hat es auf den alten Kerl abgesehen,“ mahnte meine Frau wieder.

„Scheint mir auch so.“

„Fritz — Du — Du bist abscheulich!“ — Damit stürmte mein besseres Ich hinaus, um — — um sich selbst einmal auf der Bleiche zu überzeugen, wie die Sachen standen.

„Natürlich,“ sagte sie, als sie mit den drei Kindern zurückkehrte, „wie ich's mir dachte, die Kinder spielten allein, hätten ertrinken können, Marie kümmerte sich nicht ein Jota um sie — sondern rollte — ganz — vergnügt — mit — Kay Iversens.“

„Ganz — vergnügt — mit — Kay Iversens —! So? Nun, darin liegt noch keine Gefahr, das that der Alte auch, das ist nun einmal sein Geschäft.“

Meine Frau war wieder einmal außer sich über meine Auffassung.

Die Kinder brachten Bonbons mit nach Hause; Onkel Iversens hatte ihnen Kaffee und Kuchen vorgesetzt; Marie barg ein Rosensträußchen an der Brust — kurz, Kay war ganz Derjenige, welcher gewesen.

„Nein,“ klagte mir eines Tages meine Frau, „ich kann es nun nicht mehr aushalten — dieser Iversens kommt ja alle Tage.“

„Jeder Verliebte sucht Gelegenheit — —“

„Papperlapap — so soll er sich meinetwegen erklären und heiraten — aber diese Geschichte — — dulde ich nicht mehr.“

Ich konnte meiner Frau nur beipflichten und nahm mir vor, einmal ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen.

Wieder war Trockenfest gewesen, die Kinder und Marie kamen ganz selig zurück.

„Onkel Kay war so nett und dann der Vetter Jeß erst!“

„Vetter Jeß? Wer ist denn das?“

„Sophus Jeß heißt er, und Onkel Kay sagte, weil er sein Neffe wäre und er unser Onkel, so wäre Sophus auch unser Vetter.“

„Ja so, nun ein wenig weit hergesucht,“ sagte ich, mich erinnernd, daß eine Schwester von Kay sich an einen Herrn Jeß verheiratet hatte.

„Kommt nur —" drängte Marie etwas hastig, „ich muß Euch ausziehen und dann habe ich noch viel zu thun." Damit nahm sie die beiden kleinen Mädchen an der Hand und ging hinaus.

Das fiel mir auf. Die Erwähnung des Vetters Sophus schien sie einigermaßen in Verlegenheit zu setzen.

„Sagen Sie 'mal, mein Lieber," redete mich der Kreisgerichtsrat Spens am nächsten Tage auf dem Kasino an, „Ihre Marie wird heiraten?"

„So? Weiß nichts davon."

„Na — das müßten Sie doch wissen, Ihren Freund Kay Iversens von der Bleiche."

Dieser, Jener und auch der Besprochene kam und ich sah wohl, daß Kay die freundschaftlichen Neckereien seiner Bekannten wie einer ertrug, der seiner Sache sicher ist und sich gern necken läßt.

Die Kunde, daß Derjenige, welcher sich nun endlich entschieden habe, durchlief wie ein Lauffeuer die ganze Stadt, man sprach von nichts anderem und die mißbilligenden Blicke, welche die Mütter der heiratsfähigen Töchter auf meine arme Frau schleuderten, waren so beleidigend, daß diese schwor, dieser Angelegenheit ein entscheidendes Ende zu machen.

„Kommt er, so stelle ich ihn zur Rede," sagte meine Gattin. „Wenn es ihm kein Ernst ist, so muß Marie aus dem Hause."

Da kam die viel Besprochene eben herein. Meine Frau nahm sie bei Seite.

„Was ist das für ein Gerede über Sie in der Stadt, Marie?"

„Über mich?" — Sie wurde dunkelrot.

„Nun, ich meine mit Herrn Iversens."

„Ach — den!" — Sie zuckte die Achseln und lachte spöttisch.

„Ich habe ihn Spaß machen lassen, sonst nix.“

„Sonst nichts?“ fragte meine Frau vorwurfsvoll. — „Aber —,“ sie schoß auf sie zu und nahm ihre Hand, „Sie tragen ja einen Ring.“

„Ach diesen — ach das — —,“ verlegen schob sie die Hand unter die Schürze, „sein ein Andenken von eines Freundin.“

Das Unglück fügte es, daß während der Erregung der Beiden meine kleine Ulrike, ein fürchterlich naseweises Ding, unbemerkt eingetreten war.

„Der ist vom Vetter Jeß — ja — ja — ich hab's gesehen — ja — ja, wie er ihr ihn heimlich geschenkt hat und — und — geküßt hat er sie auch!“

„Geküßt!“ fuhr meine Frau außer sich auf, als wenn ihr das etwas ganz Unbegreifliches wäre. „Ei, ei, Marie, was muß ich hören!“ setzte sie dann im strengsten Tone hinzu.

Marie eilte weinend hinaus.

„Liebes Herz, die Sache ist ganz einfach; erst sprach bei Marie die Vernunft, jetzt das Herz. — Das pflegt im Leben oft so zu gehen.“

„Mann, Mann — mit Deinen Vernünfteleien bist Du ganz unerträglich.“

In diesem Augenblick ließ sich Kay Iversens wieder melden.

„Empfange Du ihn, ich mag nichts mit ihm zu thun haben.“ Damit ging meine Gattin hinaus.

Kay hatte sich heute besonders jugendlich angezogen, seine Wangen schimmerten frisch, wie die eines Jünglings, der Bart glänzte schwarz, wie der eines Zigeuners, und das Haupt war ein vollständiger Lockenbau geworden. Er stürzte wahrhaft in's Zimmer.

„Freund meiner Jugend, mir sind Flügel gewachsen — ich ging nicht, sondern ich flog hierher! — Ahnst Du, amicus meus, was mich hierher trieb?“

Er sah mich verzückten Blickes an. Ich nickte bejahend und er fuhr mit steigender Erregung fort:

„Die Liebe hat ihren endgültigen Einzug in mein Herz gehalten — ja in mein Herz, welches mit dem Feuer des Jünglings in der Brust des gereiften Mannes schlägt. — Ich liebe Maria — schicke Sie mir her, amicus Fritz, ich will ihr sagen, daß sie, die bereits als Königin in meinem Herzen thront, nun auch als meine Hausehre meinem Anwesen vorstehen soll."

„Ich werde mit ihr vorher sprechen," entgegnete ich ablehnend, „Dein Antrag könnte sie überraschen."

„Überraschen? — Wie kennst Du die Frauen schlecht, mein Fritz, ich verstehe das besser, ich, dem so viele Hunderte von Herzen schon freudig, doch stets vergeblich entgegen geklopft."

„Sollte es nicht besser sein, wenn ich — —?"

„Nein, nein. Sie ahnt nicht nur längst, nein, sie weiß, daß ich sie liebe; sie vermochte dem ihr innewohnenden Drange nicht zu widerstehen, es mir zu zeigen, ihre göttlichen Augen, ihr süßestes Lächeln sagten es mir. Heute will ich's nun der gesamten Stadt verkünden, was sie ja auch längst schon weiß, daß mein Herz endlich gesprochen, daß Marie mein ist! Ja, ja — immer noch — Derjenige, welcher!"

Die unerschütterliche Zuversicht meines Freundes Kay begann mich zu ängstigen. Welche Folgen konnte eine Zurückweisung auf diesen aufgeregten Menschen haben? Wie würde seine namenlose Eitelkeit einen solchen Stoß ertragen?

Das Unglück fügte, daß Marie, von seinem Besuche nicht unterrichtet, eben eintrat.

„Maria!" brüllte er ihr entgegen, fiel mit theatralischer Geberde vor ihr auf die Kniee und breitete die Arme aus. „Bekenne, daß Du mich liebst, so wie ich Dich liebe!"

Kay bot wirklich einen komischen Anblick und ich fand es begreiflich, daß das junge Ding hell auflachte.

„Maria!“ stieß er noch einmal, jetzt im tiefsten Basse hervor.

„Ach, stehen er doch auf und machen's Sie keines Uhnsinn.“

„Maria — ich liebe Dich —!“

„Aber ich liebens ihn nix!“

„Nicht?“

„Nein — nein — niemals nehme ich so ein altes Mann!“

Fort war sie und Iversens lag noch immer, jetzt wie vernichtet, auf dem Boden.

„Kay! — Kay! — steh' auf!“ Ich versuchte, ihn empor zu ziehen. Vergeblich, er lag mit verzerrten Zügen, starr, wie eine Leiche, da.

Plötzlich sprang er auf. „O, diese Schande!“ Damit stürzte er fort. Der Mensch war wie rasend und ich fürchtete das schlimmste. Er — der von Jugend auf stets „Derjenige, welcher“ gewesen, der gewohnt war, von aller Welt als etwas ganz besonderes betrachtet zu werden — und diese Zurückweisung! In Hast kleidete ich mich an und flog mehr, als daß ich ging, hinter ihm her.

Eben riß er an meiner Gartenpforte, sie war verschlossen. Mit einer Elasticität, die ich ihm nie mehr zugetraut hätte, kletterte er hinüber.

„Kay! — Kay! — Iversens! — Iversens!“

Er hörte nicht. In der Hast konnte ich das Schloß erst nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen öffnen, da sah ich ihm schon durch den Park, den Weg nach dem See einschlagen. Keuchend jagte ich ihm nach.

„Kay! Kay! So hör' doch!“

Er stand bereits auf der weit hinaus gebauten Landungsbrücke, eben sprang er in einen Kahn, löste ihn, stieß ab und machte eine gräßliche Geberde.

„Hahaha — und ich bin doch Derjenige, welcher!“ klang es grausig zu mir hinüber. Ein Satz und die Wasser schlugen klatschend über ihm zusammen. Er war verschwunden. Kein zweiter Kahn, kein Mensch in der Nähe. Da tauchte er wieder auf, streckte die Arme empor. Keine Aussicht auf Rettung —, keine — —, noch einmal die Hilfe flehenden Arme, dann grausige Stille —, nichts mehr von ihm zu sehen; der Kahn trieb herrenlos auf den Fluten.

Am Abend zog man die Leiche aus dem See. So starb mein Freund Kay Iversens von der Bleiche aus gekränkter Eitelkeit, nicht aus Liebesgram. Sein Unglück wurde es, daß er von Jugend auf „Derjenige, welcher“ war

Ein anstößiges Verhältnis.

Die Geschichte zweier reinen Seelen.

I.

„Hier ist ein freundliches Zimmer mit oder ohne Kost an einen ruhigen Mieter abzugeben. Drei Treppen links."

Nun, ein ruhiger Mieter war Berthold Stein, das konnte er ohne Selbstüberhebung von sich sagen, und so stieg er denn, ohne einen Blick auf die ärmliche Umgebung des kasernenartigen Hauses zu werfen, die drei Treppen hinauf. Ein Unterschied war in den einzelnen Stockwerken kaum zu bemerken: Alles kahl, unwohnlich; steil wie eine Hühnerstiege, mit ausgetretenen Stufen und fettglänzendem Geländer, verband die Treppe eines mit dem anderen.

Draußen auf der Straße Ärmlichkeit, hier im Hause Ärmlichkeit. Berthold Stein war daran von Jugend auf gewöhnt; bei dem Schneider, wo ihm sein Onkel nach dem Tode seiner Eltern, ehrbare Pastorenleute, für wenig Geld in Pension gegeben, hatte es auch nicht besser ausgesehen,

Im Anfange war ihm, der aus dem dörflichen Predigerhause immerhin an eine gewisse Behaglichkeit gewöhnt gewesen war, das zwar hart angekommen, nach und nach hatte er sich aber darein gefunden, und jetzt schaute er mit

Genugthuung auf jene Zeit zurück. Hatte ihn doch oft der Hunger an die Arbeit getrieben, hatte er doch seine Abgangsprüfung bestanden und sich an die Entbehrungen gewöhnt. — Was hätte er anfangen sollen, wenn er erst jetzt plötzlich verwaist und verarmt wäre? — Nun wußte er's nicht anders, als daß Darben sein Los war.

Dreihundert Mark erhielt er während seiner auf drei Jahre bemessenen Studienzeit von dem Onkel weiter. War's da nicht gut, daß er verstand, sich auch einmal am Abend mit einer trockenen Brotkruste zu behelfen, und daß er sich nicht gleich in den Strohsack verkroch, wenn einmal bei fünfzehn Grad Kälte kein Feuer im Kanonenöfchen brannte, oder daß er sich trotzdem auf die Straße wagte, wenn der Überzieher — — nun — im Leihhause träumte?

„Drei Treppen — na, da wären wir —. Mein Schneider wohnte zu ebener Erde.“ Berthold lächelte. „Daß der Mensch doch immer vergleichen muß. Und diese eingeschlossene Luft — — bei meinem Schneider — — da — — war's freier. Hol' der Teufel den Schnei — —“

Berthold Stein verschluckte den unchristlichen Wunsch und entsann sich noch zur rechten Zeit, daß sich das für einen angehenden Pastoren — — am Ende würde er noch einmal Oberhofdomprediger oder so etwas ähnliches —, oder kam als Oberkonsistorial- und Geheimer Oberkirchenrat ins Ministerium — wer konnte das wissen? — — sich nicht schickte.

„Links. Hm. — Das ist hier — — aber da sind drei Thüren — drei Glocken — drei Schilder. — Welche ist nun die richtige? — Bei meinem Schneider — — —“ War er denn nur mit dem Mann des Bügeleisens getraut? Gott sei gelobt und gedankt, nein, denn die Alte und die Töchter, und was da noch alles mit im Zusammenhange — es wäre schrecklich gewesen.

„Bim.“ Er zog an einem rohgearbeiteten Holzgriff,

der seine Politur allein durch die verschiedenen Hände empfangen hatte, welche ihn im Laufe der Zeit berührten. Schritte, dumpfe Schritte, solche wie Menschen sie schreiten, welche fast nur Morgenschuhe tragen, näherten sich, zwei krankhaft weiße Finger schoben den roten Halbvorhang auseinander, und ein rundes Auge, dessen Farbe er nicht erkennen konnte, war auf ihn gerichtet. Gehörte dieses Auge einem männlichen oder weiblichen Wesen?

„Was wünschen Sie?“ klang es von innen. — Das sprach ein Frauenzimmer. Traute es ihm nicht? — Hm, hervorragend sah er nicht aus; aber wie ein Bettler oder ein reisender Handwerksbursche, dem man mit Vorsicht begegnen muß, auch nicht. Freilich, es hat immer etwas Verdächtiges, wenn jemand im Winter ohne Überzieher in einem fadenscheinigen schwarzen Tuchanzug einherschreitet, dem man es ansieht, daß er einst höheren Zwecken diente, und der betreffende Besitzer keinen zweiten im Schranke hat.

„Ich komme — unten die Tafel — ist das vielleicht hier?“ antwortete Berthold mit erhobener Stimme.

„Ah so!“ Das Wesen verschwand. — Tap — tap — „Mutter, hier ist jemand, ich glaube wegen der Wohnung.“

Drinnen allerhand Geräusche: Ein eiserner Topf wurde niedergesetzt — ein Blechlöffel fiel klirrend zur Erde — er mußte dem Tone nach auf Estrich oder Ziegelsteine gefallen sein — — ßchßchßchßch. — „Christa, meine Milch — meine Milch — — so komm’ doch — — laß den Mann jetzt nicht herein — erst die Fenster aufmachen — — puh der Geruch — der Geruch!“

Berthold roch es bis hierher, der Brodem drang durch das Schlüsselloch. „Da warte ich gerne.“ Und während Berthold auf dem engen, unfreundlichen, mit weißem Sand bestreuten Vorplatz stand, hörte er das Hin und Her, die Zurufe und die Antworten von Mutter und Tochter.

Beide befanden sich offenbar in großer Erregung, wahrscheinlich deshalb, weil ihnen nun gerade das Unglück mit der Milch in dem Augenblicke begegnen mußte, als ihnen der vielleicht so lange vergeblich ersehnte Mieter in das Netz lief. Aber dennoch erhoben sich ihre Stimmen nicht lauter als gewöhnlich. Nichts Scheltendes, nichts Kreischendes lag darin, sondern sie klangen im Gegenteil so sanft, dabei so matt, wie Frauen kranken Körpers und leidenden Gemütes zu sprechen pflegen.

Da heftete sich sein Blick, der nach irgend einem erfreulichen Anhaltspunkt Umschau hielt, auf ein Blatt Papier, welches wahrscheinlich an der Thür befestigt gewesen und herabgefallen war. „Richtig, da sitzen ja noch die Nägel mit den roten Tuchfleckchen darunter.“ Er hob es auf. „Frau Pastorin Dobeneck,“ las er.

Etwas sonniges trat in sein schmales, blondes, kränkliches, nichtssagendes und bartloses Gesicht. „Frau — Pastorin — — — Frau Pastorin — — —. Wie mir sich das in die Ohren schmeichelt — — Frau Pastorin.“

„Ja — ja, das bin ich,“ klang es hinter ihm. Eine kleine, vorzeitig gealterte Frau steckte den Kopf vorsichtig durch die Thürspalte, offenbar in bester Absicht denselben wieder zurückzuziehen und dem Fremden, der ihr nicht richtig im Kopfe zu sein schien, die Thür vor der Nase zuzuschlagen.

„Frau Pastorin — verzeihen Sie; aber ich sah Sie weder, noch hörte ich Sie. Wie oft habe ich sonst dieses „Frau Pastorin“ vernommen, und wie lange, lange nicht mehr. — Die Leute auf unserem Dorfe nannten meine sel'ge Mutter auch immer — Frau Pastorin.“

Berthold hatte ganz leise, mehr wie zu sich selbst, gesprochen, als ob er die Gegenwart von Frau Dobeneck, welche ihn jetzt mit wehmütigem Lächeln betrachtete, ganz vergessen hätte.

„Aber so kommen Sie doch herein.“ — Das war die zweite weiche, krankhafte Stimme. Die Thür öffnete sich

jetzt vollständig, und ein lang aufgeschossenes, bleiches Mädchen, mit welligem blonden Haar, erschien hinter seiner Mutter.

Berthold erkannte sofort das runde Auge, welches ihn vorher durch die Glasscheibe der Thür angesehen hatte. — Es schimmerte blau, himmelblau, und war ihm vorher sein Ausdruck hart und streng erschienen, so empfing er jetzt den entgegengesetzten Eindruck.

Der unangenehme Geruch nach übergelaufener Milch hatte sich noch nicht verzogen, als Berthold in den halbdunklen Vorraum und von da in die Wohnstube trat. Heller Sonnenschein, durch weiße Vorhänge nicht im mindesten am freien Eintritt behindert, flutete durch den sauberen, notdürftig mit einigen altmodischen Möbeln, den Zeugen besserer Tage, bestellten Raum. Das Bild des Gekreuzigten, hier und da angebrachte Bibelsprüche, einige mangelhafte Familienphotographieen bildeten den Schmuck der blau getünchten, verschiedentlich abgestoßenen Wände.

An den beiden Fenstern standen zwei Nähtische, darauf lagen Leinen- und bunte Wollstickereien. Kein Zweifel, die beiden Frauen arbeiteten dieselben für ein Geschäft. Wie kämen diese zierlichen Tischläufer, das prachtvolle Rückenkissen, welche da der Vollendung harrten, sonst in diese ärmliche Wohnung?

Und doch fehlte es auch hier an Erfreulichem nicht: Ein Fuchsienstock trug die Fülle der blutroten Blüten kaum, ein Myrtenbäumchen trieb weiße Knospen, und Senker von Geranien und Schiefblättern schienen in ihren Töpfen unter der sorgenden Hand ihrer Pflegerin zu gedeihen.

„Sie wollen das Stübchen mieten? Wollen Sie sich's gefälligst ansehen?" Das junge Mädchen öffnete mit matter Handbewegung die Thür, welche zu einem kleinen, reinlichen Nebenzimmer führte: Ein schmales Bett, ein Holztisch, eine Waschgelegenheit, ein Schrank und drei Rohrstühle standen darin. „Es ist einfach."

„Und der Preis, wenn Sie mich mit beköstigten?" fragte Berthold.

Mutter und Tochter sahen sich zweifelnd an.

„Wir haben — wir vermieten zum erstenmal. Obgleich die Tafel unten hängt, haben wir uns das eigentlich noch gar nicht recht überlegt. Es käme darauf an. — Mehr wie zweimal Fleisch in der Woche — —"

„O, das genügt. Bei meinem Schneider, wo ich als Schüler in Pension war, habe ich oft in vierzehn Tagen kaum ein Stück gesehen. Gab es einmal welches, so mußte ein Pfund für sechs Personen langen."

Über Christas Züge flog ein erheiterndes Lächeln, welches sogleich ihr wenig hübsches Gesicht verschönte. „Dann sind Sie also nicht verwöhnt?"

„Nein. Womit auch?" Das klang ohne jede Bitterkeit.

„Das wäre uns sehr lieb," schaltete Frau Dobeneck ein, welche die Leitung der Verhandlung ihrer Tochter überlassen hatte, deren Gesicht jetzt wieder einen heiteren Ausdruck zeigte.

„Gleich und gleich gesellt sich gut zusammen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr — —"

„Berthold Stein ist mein Name."

„Herr Stein. Nehmen Sie das Zimmerchen, wir geben Heizung, Licht und Wäsche dazu, besorgen auch Ihre Leibwäsche, und Sie zahlen den vierten Teil der Wohnung, und ihren Anteil an Kost berechne ich Ihnen am Schluß jeder Woche."

„So soll es sein. Und nun will ich meine Sachen holen," entgegnete Berthold, froh, so bald diese für ihn so wichtige Frage erledigt zu haben. Er reichte Frau Dobeneck die Hand, dann streckte er sie auch Christa entgegen. Diese hatte sich aber schon abgewandt und ging dem Nebenzimmer zu, um dort sofort alles für den neuen Mieter zu besorgen.

„Angenehme Menschen," dachte Berthold, während er

zur Bahn ging, um dort sein Handköfferchen in Empfang zu nehmen. „Omnia mea mecum porto,“ sagte er mitleidig, über sich selbst lächelnd, als er seinem neuen Heim wieder zuschritt.

„Nein, das geht nicht, Sie haben sich beraubt,“ wandte er sich an Christa, als er bei seiner Rückkehr den schönen Fuchsienstock in seinem Zimmer fand.

Wieder trat die gewinnende Heiterkeit in Christas Augen. „Haben Sie schon vergessen, daß Ihnen ein Viertel von dem, was wir haben, zu gute kommen soll? — Oder wollen Sie lieber die Myrte haben?“

„Die Myrte? Nein — deren darf ich Sie nicht berauben!“ Die Antwort war ihm so auf die Lippen gekommen; aber jetzt, als er sah, wie Christa ein wenig errötete, färbte auch seine Wangen flüchtiges Rot.

„Ah, deshalb,“ sagte Christa endlich und verschwand in der Küche, von woher statt des Milchgeruches jetzt Braunkohldüfte die kleine Wohnung durchdrangen.

„Ach deshalb,“ wiederholte Berthold, während er seine ganzen Habseligkeiten, welche in ein wenig Leibwäsche, einem stark getragenen Anzuge und Büchern bestanden, auspackte. Es hatte so entsagend geklungen und deutlich hatte darin gelegen, daß sie nie daran denken konnte, ihr Haupt einst mit der Myrte zu zieren.

Es klopfte leise. „Das Essen ist fertig, wenn Sie kommen wollten?“

„Gleich, gleich.“ Wenige Minuten später erschien Berthold in dem gemeinsamen Wohnzimmer, wo der Tisch sauber für drei Personen gedeckt war, und er bemerkte mit einer gewissen Beschämung, daß Christa doch wenigstens versucht hatte, sich zu schmücken, indem sie einen kleinen unechten Schildpattkamm in das frisch geordnete Haar geschoben und eine bescheidene Brosche vorgesteckt hatte. Und er hatte gar nichts für sich gethan. Morgen wollte er besser für sich sorgen.

„Jetzt beten Sie wohl, Herr Stein? fragte Frau

Dobeneck. Berthold faltete die Hände und sprach das Tischgebet. Wie ihn das anheimelte, daß er zur Familie gehörig betrachtet wurde. Wie lange hatte er dieses Gefühl nicht mehr gehabt? — Zu Hause — — sein Herz zog sich zusammen — — hatte er auch beten müssen. Und unter dieser Gemütsbewegung sprach er besonders ausdrucksvoll, und seine Stimme entwickelte ihren ganzen Wohlklang. Auch Christa empfand dies, und das Tischgebet, welches im sorgenden Drange der Geschäfte, unter dem abstumpfenden Einflusse der langjährigen Gewohnheit bei ihr fast zur leeren Form herabgesunken war, gewann wieder seine alte, stärkende Kraft. — Sie freute sich schon auf den Abendsegen. Ob er ihn auch sprechen würde?

Berthold traf gerade einen Fleischtag, was Christa lieb war. — Sie verzehrten ihr Mittagsessen fast schweigend, wie Menschen, welche angestrengt arbeiten und mit den Gedanken halb noch bei der Arbeit weilen, es meist zu thun pflegen. Stein stellte nur einige Fragen, bezüglich seiner Immatrikulation, welche jedoch weder Christa noch Frau Dobeneck beantworten konnten.

„Mahlzeit!“ Berthold wollte aufstehen, doch ein eigentümlicher Blick Christas, unter dem er errötete, belehrte ihn, daß er wohl so lange warten müsse, bis die Pastorin das Zeichen zum Aufbruch gebe. Er hatte während der langen Zeit seines Aufenthalts in der Schneiderfamilie die gesellschaftlichen Formen, auf welche seine Eltern streng hielten, beinahe verlernt.

Am Nachmittage besorgte er verschiedene Gänge und kam erschöpft zurück. Da klopfte es wieder an seine Thür. „Wollen Sie den Kaffee auf Ihrer Stube oder mit uns trinken?“ fragte Christa jetzt.

„Oh — wenn es Sie nicht stört — so —“

„Durchaus nicht.“ Christa verschwand und empfand mit leisem Schrecken, daß sie sich darüber freute, daß Berthold mit ihnen gemeinsam den Kaffee nehmen wollte. Bei kleinen Leuten pflegt die nachmittägliche Kaffeestunde die

geselligste des ganzen Tages zu sein, und so kam es, daß Berthold jetzt gesprächiger wurde und den beiden Frauen von seiner Vergangenheit und den Hoffnungen der Zukunft erzählte. Er wollte, wie sein Vater, Theologie studieren.

Frau Dobeneck nickte zustimmend mit dem Kopfe. Kein Beruf stand in ihren Augen höher, wie der eines Geistlichen. „Ihre Jugend ist nicht reich an Freuden gewesen,“ bemerkte Christa; „möge sich die Zukunft desto froher gestalten!“ — — ihre Stimme klang noch leiser und sanfter wie gewöhnlich.

Berthold bewegte zustimmend den Kopf und ergriff, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, die magere, knochige Hand Christas. „Ich danke Ihnen für den guten Wunsch, Fräulein —“ er stockte, er wollte „Christa“ sagen, doch es fiel ihm ein, daß dieses viel zu vertraut klänge — — „Fräulein Dobeneck.“

Christa lächelte. Sie wußte warum er inne gehalten hatte, ermutigte ihn aber nicht, vertraulicher zu ihr zu sprechen.

Nun trennten sie sich, Berthold ging wieder aus, um sich noch einige Bücher zu beschaffen. Das Abendessen wurde gemeinsam eingenommen, dann folgte die Andacht, welche Berthold abhielt, und darauf schieden sie, um das Lager zu suchen. Am nächsten Morgen hörte Stein sein erstes Kolleg, seine übrige Zeit teilte sich zwischen den häuslichen Arbeiten und den mit den beiden Dobenecks eingenommenen Mahlzeiten.

Als die Woche verstrichen war, stellte Christa die Rechnung zusammen und legte sie auf Bertholds Zimmer. Er bezahlte dieselbe und wenige Worte des Dankes wurden ausgetauscht. Wochen, Monate vergingen, ohne daß eine größere Annäherung zwischen Berthold und Dobenecks erfolgte. Nur daß er die Tochter jetzt „Fräulein Christa“ und daß sie ihn zuweilen, auf seinen besonderen Wunsch, „Herr Berthold“ anredete, weil der Klang dieses Namens, den er so selten hörte, stets liebe Erinnerungen in ihm

erweckte. Der Schneider hatte ihn nur „Stein“ genannt und ihn zur Abwechslung höchstens mit Schimpfworten bedacht.

II.

So kam der Sommer. Für die beiden Dobenecks bestand sein hauptsächlichster Reiz darin, daß sie nicht mehr so viel Geld für Holz, Kohlen und Petroleum auszugeben brauchten und daß Christa, da sie nicht mehr gezwungen war die Öfen zu besorgen, weniger Arbeit hatte.

„Das ist ein doppelter Nutzen, Mutter, wir geben weniger aus, und ich verdiene mehr.“

Die Pastorin sah über die große Hornbrille zu ihrer Tochter hinüber.

„Du darfst Dich nicht so anstrengen, Christa.“

„Nein, nein.“

Frau Dobeneck ging mit einem großen Gedanken um. — Sie hätte Christa gern einmal eine Zerstreuung im Freien gegönnt. Wie sollte sie es nur anfangen, sie dazu zu bewegen? — Halt, jetzt wußte sie's.

„Nun haben wir wieder Mai, Christa. Bei uns hier oben merkt man zwar nicht viel davon.“

Christa sah nach den Blumen im Fenster. „Doch, Mutter, die Myrte macht junge Triebe, und mein Geranium sproßt die ersten Knospen.“

„Ach — ich weiß nicht, mich erfaßt manchmal ein Sehnen, ich möchte mir den lieben Mai einmal draußen im Freien betrachten,“ entgegnete Frau Dobeneck, zum blauen Himmel blickend.

Christa nickte, sagte aber nichts, sondern berechnete im stillen, wie viele Arbeitsstunden ihr dadurch verloren gingen.

„Ihr könntet mich nächsten Sonntag —“

„Ihr?“ schwebte Christa auf der Zunge. Frau Dobeneck wußte ihren fragenden Blick richtig zu deuten.

„Ich meine Dich und Herrn Berthold.“

„Ja, so.“ Christa stichelte fleißig weiter.

„Herr Stein — eben sprachen wir von Ihnen,“ fuhr die Pastorin erschrocken auf, denn derselbe trat in diesem Augenblick ins Zimmer und brachte — welche Freude — zwei kleine Blumensträuße.

„Hier, Frau Pastorin! — darf ich Fräulein Christa?“

„Ach, das sind Maiglöckchen!“ rief letztere so laut und so freudig, wie Berthold sie noch niemals hatte reden hören. „Ich danke Ihnen. Wo haben Sie denn die herbekommen?“

„Ein Knabe bot sie mir zum Kaufe an.“

„Die muß man sich selber suchen, sie wachsen in den Wäldern — jetzt gerade — im Mai.“

„Im Mai? — Richtig, wir haben ja Mai.“ Wie Sehnsucht lag es auf Bertholds Gesicht, und Christas Züge trugen denselben Ausdruck.

„Mutter, ja — wir wollen den Frühling besuchen — — und wenn Sie uns begleiten wollten, Herr Berthold — — davon sprachen wir eben.“

„Christa!“ — Er streckte ihr die Hand entgegen, aber er zog sie, wie über seine Kühnheit erschrocken, wieder zurück. „Und ich wollte — —“ Er errötete wie ein Knabe. „Ich dachte am Sonntag — —“

„Ja, ja, laßt es mich nur machen. Alles fügt sich meinen Anordnungen,“ jubelte Christa, der Zustimmung der beiden andern sicher. — Schon am Sonnabend wirtschaftete Christa geheimnisvoll in der Küche herum, sie war auf dem Markt gewesen und mußte am Abend noch einmal einen Gang in die Stadt thun. Nun brach der Sonntag an. Die Sonne strahlte ins Zimmer, kein Wölkchen stand am Himmel, er lachte der fröhlichen Christa ins Gesicht und ins Herz.

„Es ist Zeit, Herr Berthold. Erst gehen wir in die Kirche und dann — — wir werden heute im Walde speisen.“

„Fräulein Christa! Ei — wie sehen Sie aus? — So — — so — — hübsch!“

„Nun, wenn man erst zum lieben Gott geht und dann zum Frühling!“ Sie lief eilig davon, denn ihr wollte es scheinen, als ob Bertholds Staunen nicht nur ihrem frisch gewaschenen Kattunkleide gelte. Sah sie denn hübsch aus? Das hatte ihr noch niemand gesagt. Und wenn sie sich auch eitel schalt, so warf sie doch einen prüfenden Blick in den Spiegel. „Die Freude — die Erwartung,“ flüsterte sie, als sie gewahrte, daß ihre Wangen frischer aussahen wie sonst, und etwas wie Frühlingsschimmer in ihren Augen lag.

Da läuteten die Glocken, jeder Ton erschien den drei langsam zur Kirche schreitenden Menschen heute noch einmal so feierlich wie sonst. Bisher waren Frau Dobeneck und Christa stets zusammen, Berthold aber allein gegangen. Gemeinsam betraten sie das Gotteshaus. Christa und Berthold sahen in ein Gesangbuch, für die Mutter war es bequemer, wenn sie ihr eigenes benutzte. Auch der Prediger sprach vom Frühling, und währenddessen sah Christa im Geiste immer Berthold auf der Kanzel stehen, und dabei hörte sie seine schöne Stimme, wie sie sich beim Gebet entfaltete. — Der da oben sprach rauh, dabei zu laut, und Berthold würde des Lenzes sinniger gedenken.

„Wer war denn das?“ fragte Christa beim Hinausgehen, als ein langer, hagerer Herr gemessenen Schrittes an ihnen vorüberging und sie scharf ansah, während sie, in der Erwartung der kommenden Freude, eilig vorwärts strebten.

„Der Professor Gösöbius,“ entgegnete Berthold.

„Er blickte uns so erstaunt an.“

„Ich glaube, er ist kurzsichtig.“

Noch einmal mußten sie in die enge Straße zurück. Christa und Berthold stiegen die steile Treppe hinauf und kamen bald beladen zurück. Christa hing Stein die gefüllte Botanisiertrommel ihres seligen Vaters um, sie selbst

nahm einen Korb und für die Mutter war der, noch von der Großmutter stammende gestickte Pompadour gepackt worden.

„Sind wir's nur?" fragte Berthold, als sie so beflügelten Schrittes dem Häusermeere entflohen.

„Sind wir's nur?" fragte sich auch Christa, denn sie kam sich wirklich vor, als wäre sie nicht mehr die alte ernste, in sich gekehrte Christa.

„O, wie das grünt! Wie das blüht! — Mutter! Berthold! — Ah — ah, der Duft, das Entzücken!" Sie breitete die Arme aus, ihr Auge weitete sich, und mit tiefen, vollen Atemzügen sog sie den Frühling ein. „Ich möchte weinen!" Und Thränen der Wonne rannen über ihre Wangen.

Frau Dobeneck sandte einen dankbaren Blick nach oben, und Berthold fragte sich jetzt: „Ist sie das nur, Christa? Ist es nur wirklich dieselbe?"

Ja, Christa war's. Die Christa, welche in ihr schlummerte, hatte der Frühling erweckt. Langsamen Schrittes strebten sie dem Walde zu. Die weiten, weiten Wiesen, gelb, weiß, rot, lila, blau, mit Tausenden von Blumen überstreut, mußten überschritten werden. Dabei pflückte Christa, was ihr unter die Finger kam, Berthold that dasselbe, und auch die Pastorin raffte zusammen, was blühte.

Nun winkte kühler Waldesschatten; weiche Moose, zum Teppich gewoben, bedeckten den sanften Hang, und maigrüne Buchenblätter, zu Tausenden und Abertausenden vereinigt, bildeten ein luftiges, schützendes Dach. — Käfer schwirrten — — Bienen summten — — und Vögel zwitscherten Liebestiraden.

„Was sind wir doch für glückliche Menschen!" — rief Christa überwältigt, und endlich, endlich einmal der Arbeit ledig, frei des Stubenzwanges, dem Käfig entschlüpft, ließ sie sich auf die Moosdecke niedersinken.

„Was sind wir doch für glückliche Menschen!" flüsterte

auch Berthold. „Wir? Wir?“ fragte eine Stimme in seiner Brust. Christa, die Mutter — und — er —. Ja, er! — Wir, hatte sie gesagt. — Lange, lange, seit der Eltern Tode hatte kein Mensch sich ihm durch ein „wir“ zugesellt.

Wie mächtig ihn das ergriff. Dafür mußte er Christa danken, und leise erfaßte er ihre Hand, mit der sie sich auf die Erde stützte, und drückte sie sanft. — Sie sah ihn an, groß und fragend; es war, als ob aus ihren Augen ein Quell des Glückes entspränge. — Aber jetzt zog sie die Hand hastig zurück und wühlte in den Blumen.

„Schmücken wir uns zum Mahle, wie es die genußsüchtigen Römer thaten.“ Christa wand Sträuße, kränzte Bertholds, dann ihren eigenen Strohhut, ja selbst die Frau Pastorin mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihrer bereits ins Grau spielenden, vorweltlichen Spitzenkapotte durch Vergißmeinnichts und Butterblumen ein frisches Ansehen gab. Jetzt wurden den Behältnissen die mitgebrachten Genüsse entzaubert und ein Tischchen-deck-dich erstand, wie sich's weder Frau Dobeneck noch Berthold hatten träumen lassen.

Waldesduft und Waldeslust würzten die Speisen. Drei fröhliche Menschenstimmen wetteiferten mit den befiederten Sängern des Waldes um den Preis der Lieder.

Plötzlich sprang Berthold auf und zog den Hut. Der Professor Gösöbius, derselbe, welcher ihnen heute nach der Kirche begegnet war, ging mit einigen anderen Herren vorüber und streifte die Gruppe mit seinem fragenden Blicke.

„Nun, vergnügt Herr Stein?“ fragte er leichthin.

„Sehr, Herr Professor, sehr!“ entgegnete Berthold aus vollem Herzen.

„Freut mich.“

Herr Gösöbius ging weiter, und Berthold lagerte sich wieder neben Christa.

„Ich mag den Mann nicht," sagte diese, in ihrer frohen Laune ein wenig herabgestimmt.

„Aber weshalb nicht?" fragte Berthold.

„Das kann man oft nicht sagen," entgegnete Christa, welche jedoch bald, ebenso wie die Pastorin und Stein, das Erscheinen des Professors vergessen hatte.

„Das war ein schöner Tag, Berthold," sagte Christa, als sie spät am Abend Steins Gutenachtsgruß erwiderte.

„Möge er recht oft und recht bald wiederkehren, Christa," gab er zurück.

„Nein, nein. Der Wunsch wäre zu unbescheiden und — Sie wissen doch — arme Leute müssen bescheiden sein — sonst — —"

„Sonst?"

„Sonst ist ihr Glück dahin."

„Sie haben recht, Christa. — Armut und Glück vertragen sich nur, wenn sie die Bescheidenheit als Dritte in ihren Bund aufnehmen."

„Und dann oft besser wie Reichtum und Glück. Gute Nacht, Berthold!"

„Gute Nacht, Christa!"

Sie reichten sich die Hände, ließen sie länger ineinander liegen wie sonst; fühlten sie doch, daß sie sich heute näher gerückt waren, wie in dem bisherigen vielfachen Beieinandersein von Wochen und Monden. — Das that der Mai!

III.

Ein so schöner Tag kehrte nicht wieder. Berthold arbeitete unermüdlich. Der Trieb, sein ersehntes Ziel zu erreichen, war noch mächtiger in ihm erwacht wie bisher, und die wohlthuende Unterbrechung durch jenen herrlichen Ausflug in den maiengrünen Wald mochte die Arbeitskraft in ihm neu belebt haben. Auch Christa und ihre Mutter führten die Nadel jetzt fast noch fleißiger als ehedem, sie sahen sich jetzt mit ihrem stillen Mieter wie früher wieder

nur bei den Mahlzeiten. Nur die gemeinsamen Kirchgänge waren hinzugekommen.

„Lebt Ihre Familie hier, Herr Stein?" fragte bei irgend einer Gelegenheit der Professor Gösöbius.

„Nein. Ich habe leider keine Familie mehr."

„Aber ich sehe Sie doch öfters mit — —"

„Das ist meine Wirtin, Frau Pastor Dobeneck."

„Und das junge Mädchen, welches Sie stets begleitet?"

„Ihre Tochter, Herr Professor."

„So! So!"

Berthold Stein hatte unter seinen Studiengenossen keinen Freund gefunden.

„Aber Sie haben ja gar keinen Umgang?" fragte ihn einmal ein anderer Student.

„Nein — allerdings —"

„Haben Sie denn gar nicht das Bedürfnis dazu, irgend einen Freund zu besitzen?"

„Das hat sich bei mir wohl oft geregt, aber ich habe weder Zeit noch Geld, um die Freundschaft zu pflegen."

„Nun, und unterhalten sind Sie ja durch ihre Wirtsleute," bemerkte der junge Mann mit einem Anfluge leichten Spottes.

„Ja, das bin ich. Es sind liebe, prächtige Menschen," entgegnete Berthold treuherzig und unbefangen wie ein Kind.

Nun waren wieder Monate vergangen. Berthold hatte große Fortschritte gemacht, das fühlte er selbst, und jetzt beschäftigte ihn hauptsächlich eine Arbeit über die Kirchenväter.

„Wenn die mechanische Thätigkeit, das Aufsuchen der Namen und Jahreszahlen nur nicht so viel Zeit in Anspruch nehmen wollte," äußerte er einmal Christa gegenüber.

„Vielleicht könnte ich Ihnen dabei helfen, Berthold?"

„Wenn Sie das wollten? — Aber Ihre kostbare Zeit, Christa?"

„Die findet sich schon, und eine Abwechslung würde mir gut thun.“

„Nun denn in Gottes Namen.“

Manche liebe Stunde arbeiteten sie jetzt nutzbringend gemeinsam, heute jedoch wollte es Berthold nicht von der Hand. Er fühlte sich matt, klagte über Kopfweh und ging früh zu Bett. Am nächsten Morgen lag er im Fieber, die Besinnung schwand, ein schwerer Typhus hatte ihn heimgesucht. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, sein erster, bewußter Blick fiel auf Christa.

Sie hatte ihn gepflegt, ihr dankte er sein Leben, das fühlte er, das sagte ihm ihr Händedruck und das glückliche Lächeln, welches ihr Gesicht verschönte. Der Arzt erschien, Erfrischungen, Heilmittel wurden Berthold gereicht. Aber woher kam das Geld zu alle dem? Aus seinen Einnahmen bestimmt nicht. Das quälte, das beunruhigte ihn, und es bedurfte der ganzen Überredungskunst Christas, seinen Gedanken endlich eine andere Richtung zu geben.

„Sie gaben es, Frau Dobeneck,“ sagte Berthold, als er nun aufstehen durfte.

„Christa hat es verdient,“ entgegnete diese.

„Christa! Liebe Christa!“ Berthold streckte ihr die abgemagerte Hand entgegen. „Wie habe ich Ihnen das zu danken? Wie — soll ich Ihnen das wiedergeben?“

„Der liebe Gott hat uns zusammengeführt, Berthold; sollte ich da nicht thun, was in meinen schwachen Kräften stand?“ Mehr sagte sie nicht; aber ihr Auge ruhte dabei fast zärtlich auf ihm. „Danken wir Gott, daß er mir Kraft gab, die Mittel zu erschwingen.“

„Und bitten wir ihn, daß ich es Ihnen lohnen kann,“ setzte Berthold voller Innigkeit hinzu. Nun genas er bald vollständig, konnte zu seinen geliebten Büchern zurückkehren, und die Prüfung sowie die spätere Anstellung schwebten ihm wie ein rettender Engel vor, der es ihm ermöglichen würde, seine Schuld an die lieben, lieben Menschen, welche bereitwillig ihre Armut mit ihm teilten, abzutragen.

So verging die Zeit im arbeitsamen, trauten Beieinander. Eins mit Frau Dobeneck und Christa, war Berthold der ersteren unmerklich ein lieber Sohn, der letzteren ein treuer Bruder geworden. Das sagten sich die drei durch Liebe und Achtung vereinten Menschen wenigstens; aber oft wallte es in Berthold anders wie brüderlich auf, und die Gefühle, welche Christa zu dem jungen Studenten hinzogen, gingen über die einer Schwester zu ihrem Bruder weit hinaus. Beide fühlten das mit Schrecken; aber es war ein freudiger Schreck, den sie um nichts in der Welt hätten missen mögen.

Heute erschien Stein nicht zu Tisch. „Berthold! Berthold!" — Christa klopfte vergeblich an seine Thür, keine Antwort erscholl, nur leises, unterdrücktes Schluchzen schlug an ihr Ohr. „Berthold! Was ist Ihnen?" Damit öffnete sie entschlossen die Thür und trat ein. Er lag auf dem Bett, das Gesicht in die Kissen vergraben, und wand sich wie unter großen körperlichen Schmerzen.

„Lies, Christa. Lies!" klang es stöhnend, und dabei reichte Berthold ihr einen Brief. — Er hatte sie „Du" genannt. Zum erstenmal in seinem Leben, in seinem Kummer fühlte er sich eng mit ihr verbunden. Trotz des Mitleids für den armen, leidenden Freund empfand Christa dies mit beseligendem Entzücken. Nun erst entfaltete sie das Schreiben und las.

„O mein Gott! Armer, armer Berthold!" Laut weinend sank sie auf die Bettwand nieder und legte ihre Hand tröstend auf Bertholds Kopf. Ein wonniges Etwas durchrieselte dabei seinen Körper, unter Thränen sah er beglückt zu ihr auf. Der Onkel Bertholds, welcher bis jetzt die Kosten seiner Studien und seines Lebensunterhaltes bestritten hatte, war ohne Testament gestorben, und die Vormundschaft der hinterlassenen Kinder zeigte ihm an, daß der Zuschuß nun in Wegfall kommen müsse. Wie eine Erstarrung lag es auf den beiden. Hand in Hand saßen sie gesenkten Hauptes da. So traf sie die Mutter.

Da erhob sich Christa. Die Not stärkte ihr den Mut und die Thatkraft. „Gott ist allmächtig. Er speist die Hungrigen und tröstet die Bedrängten, und wird auch uns nicht verlassen!“

„Uns?! Uns, Christa?“ Berthold sah wie zu einer Heiligen zu ihr auf.

„Uns!“ gab sie fest zurück. Jetzt erschien das blasse, kränkliche Mädchen Berthold schön; aber er schüttelte weinend, wehmütig den Kopf.

„Was bedeutet denn das nur?“ fragte Frau Dobeneck endlich.

„Scheiden — von — — von — — ach mein Gott!“

Christa wußte, was ihm auf den Lippen schwebte, ihr entzücktes Herz sagte es ihr; aber sie dankte Gott, daß er's nicht ausgesprochen hatte.

Berthold gab endlich nach und wollte fürs erste wenigstens noch bleiben. Ein geringes Stipendium wurde ihm zuerkannt, einige Privatstunden brachten ihm drei Mark in der Woche, die beiden Fleischtage wurden auf einen herabgesetzt, die enge, hochgelegene Wohnung mit einer kleineren noch höheren vertauscht — — und es ging — es ging, wenn auch der Hunger freilich oft nur durch trockenes Brot und Kartoffeln gestillt werden konnte.

„Ich muß Euch verlassen,“ flüsterte Berthold eines Tages Frau Dobeneck zu, als er sah, wie beide Frauen bis tief in die Nacht hinein nähten. „Es ist Kirchenraub, den ich an Euch begehe.“

„Berthold — — bleib — — denn — —“ sie schluchzte laut — „Sie sind mir ein Sohn geworden — — — und Christa — — —“

„Mutter,“ flüsterte Berthold, die alte Frau inbrünstig umschlingend und ihre feuchten Augen mit Küssen bedeckend. „Mutter, heiß geliebte Mutter!“ — Und er trat Christa freudig entgegen — und blieb.

Wieder war ein und ein halbes Jahr freudig ertragener Not zur Ewigkeit gerauscht. Aber heute war ein

Jubeltag, heute schmückte sich Christa, indem sie eine der dunkelroten Geraniumblüten in das wellige blonde Haar schob.

„Bestanden! Bestanden! — Gott sei gelobt! Wie soll ich das Glück ertragen? Christa, Mutter, die Not neigt sich zu Ende!“ jubelte Berthold. Dabei hatte er Mutter und Tochter in die Arme geschlossen und sie abwechselnd geküßt. Christa schauerte unter der ersten Berührung seiner Lippen selig zusammen und senkte den Blick zur Erde, um ihn dann dankerfüllt nach oben zu erheben, wo der allgütige, allgnädige Gott wohnt.

Das war wieder einmal ein Tag, so schön wie der damals im Walde. Nun wollte Berthold sich nach einer Hauslehrerstelle umsehen, von seinem Gehalt konnte er Dobenecks unterstützen und ihnen das zurückzahlen, was er ihnen schuldete. Dann wurde er angestellt und dann — dann — — —

„Christa, liebe Christa!“ So innig hatte er ihren Namen nur einmal genannt, damals, als er nach langer Krankheit erwachte.

„Berthold!“ erwiderte sie ebenso. —

Heute feierten sie. Ein Gang um den Wall, den schönsten Lustgang der Stadt, wurde unternommen, und freudig beflügelten Fußes schwebte Christa mit Berthold so schnell dahin, daß ihnen Frau Dobeneck kaum zu folgen vermochte. Berthold war es, als blickten ihnen die Menschen nach. Warum sollten sie es auch nicht? Mußten sie ihnen nicht ansehen, wie glücklich sie waren? Auch Professor Gösöbius ging kalt lächelnd an ihnen vorüber; aber Stein zog den Hut tief und schwenkte ihn, ehe er ihn wieder aufsetzte, freudig in der Luft.

Berthold träumte von goldenen Tagen, und Christas Name verwob sich mit allem.

„Nun wird's ans Suchen nach einer Stelle gehen,“ sagte Berthold am nächsten Morgen zu Christa.

Diese nickte mit dem Kopfe und dabei trat Wehmut in beider Augen; denn sie mußten sich sagen, daß mit dem „Finden“ wahrscheinlich eine Trennung verbunden sein würde. — „Was ist das?“ fuhr Christa plötzlich auf.

„Das klang wie ein schwerer Fall — und — das Stöhnen — — —“

„Die Mutter!“ rief Christa und stürzte, von Berthold eilig gefolgt, in die Küche. — Da lag Frau Dobeneck auf dem Fußboden, das Gesicht war verzerrt, ihre Augen waren erstarrt, noch ein krampfhaftes Zucken der Glieder, und sie hatte den letzten Seufzer ausgehaucht. Christa stand da wie gelähmt. Berthold faßte sich zuerst und lief zum Arzt, der jedoch nichts weiter thun konnte, als den durch einen Herzschlag herbeigeführten Tod festzustellen.

„Berthold! Berthold, was nun?“ Das klang verzweifelt. Der Schmerz um die geliebte Mutter durchwühlte ihre Brust, und gleichzeitig tauchte das Schreckgespenst gänzlicher Mittellosigkeit vor ihr auf; denn mit dem Tode der Pastorin kam das kleine Witwengehalt in Wegfall.

„Du bist mein, Christa!“

„O — — o — —.“ Sie sank weinend an seine Brust.

Die Mutter wurde in einem einfachen Fichtensarg zur ewigen Ruhe gebettet. Die einzigen Blumen, welche sie auf dem letzten Gange begleiteten, waren die, welche Christa von ihrem Geranium und ihren Fuchsien brach.

„Nun haben wir nichts mehr, Berthold.“ Christa zeigte ihm die kleine Schwinge aus Korbgeflecht, in welcher sie ihre Barschaft aufzubewahren pflegte. — Sie war leer, der letzte Pfennig war drauf gegangen, um die Mutter unter die Erde zu bringen. Berthold starrte auf das kleine geflochtene Ding, welches ihm eine so entsetzliche Wahrheit verkündete.

„Da — da muß ich helfen,“ sagte er endlich und eilte planlos in die Stadt. Nur der eine Gedanke war ihm klar, daß er jetzt nicht fort und Christa sich selbst

überlassen konnte, sondern daß er zunächst hier an Ort und Stelle eine lohnende Beschäftigung suchen mußte. „Expedition des Tageblattes," stand da mit großen Lettern geschrieben.

„Ist irgend eine Stelle frei?!" fragte er atemlos den Redakteur.

„Ja, was suchen Sie denn?" entgegnete dieser lächelnd.

„Stunden — Nachhilfestunden — Korrekturen — — oder etwas zum Abschreiben — —. Ach, lieber Herr, nur etwas was Geld bringt, schnell Geld bringt."

„Hier sind die Nachfragen — wollen Sie gefälligst lesen —."

„Ein Primaner gesucht, der einem Quintaner Nachhilfe giebt," — las Stein. „Was ein Primaner kann, kann ich auch. — — Und hier ein Kopist — — —. Danke — danke — —. Darf ich das Blättchen mitnehmen?"

„Gewiß, behalten Sie nur." — Er flog mehr als daß er ging davon.

„Christa! — Gottlob — — Arbeit! — —" so kam er zurück. Nun schrieb und schrieb er Tag und Nacht, den Bogen für dreißig Pfennige, gab die Nachhilfestunde und studierte dabei mit wahrer Todesverachtung für das zweite Examen, sich währenddessen immer um eine Hauslehrerstelle bemühend. Christa nähte, daß ihr fast die Finger blutig wurden. Oft war Mitternacht längst vorüber und das Lämpchen oben in dem Dachstübchen beschien noch das fleißige Mädchen, welches so unermüdlich die Nadel führte, sowie den Jüngling, der kaum noch die Augen zu öffnen vermochte und dennoch die Feder kritzelnd über das Papier gleiten ließ. — Es war kalt im Zimmer, er hatte ein altes Tuch der seligen Pastorin übergeworfen, sie hüllte sich fröstelnd in einen zerschlissenen Regenmantel. Zum Abendessen hatte es, wie jetzt fast immer, nur dünnen Kaffee und trockenes Schwarzbrot gegeben, und das Lämpchen brannte so sparsam, daß sie kaum bei ihrer Arbeit sehen konnten. Aber doch waren sie glücklich. Ein

Blick genügte, um die erschlafften Lebensgeister wieder aufzufrischen.

Wenn Christas Wangen nur nicht so fieberheiß geglüht hätten! — Und Berthold ängstigte sich, weil sie in der letzten Zeit gezwungen war, sich immer tiefer über die Näharbeit zu beugen. Ihre Augen mußten krank sein, wenn sie auch niemals darüber klagte. Hätte Berthold gewußt, wie sie ihr brannten. — Niemand hatte bis jetzt Bertholds Hilfe als Hauslehrer in Anspruch genommen.

„Ich halte es nicht mehr aus!“ rief Christa eines Abends plötzlich, brach in Weinen aus und bedeckte die schmerzenden Augen mit beiden Händen.

„Was ist Dir, Christa?“

„Meine Augen, — ich kann kaum noch sehen.“

„Dachte ich's doch! Ich werde den Arzt rufen.“

„Den Arzt? Wovon sollen wir ihn bezahlen?“

„Es muß sein.“ Am nächsten Morgen ging Berthold aus, der Arzt kam und — Berthold glaubte in die Erde sinken zu müssen — stellte eine Entzündung der Hornhaut und der Lider fest, welche das Augenlicht gefährdete. „Schonung — gar nicht arbeiten — —“

„Und dabei verhungern —“ stöhnte Christa.

„Du hast mich,“ flüsterte Berthold. Der Arzt zuckte mitleidig die Achseln und gab den ersten Besuch und die Medizin unentgeltlich. Mehr konnte er nicht thun.

„Halten Sie nur recht darauf, daß sich Ihre Frau schont,“ sagte der Arzt auf dem Flur beim Abschiede. Frau? — Berthold zuckte zusammen. — Aber er widersprach nicht und ließ den Mann bei diesem Glauben. Jetzt erst wurde es ihm klar, daß die Welt sie natürlich für Mann und Frau halten mußte. Aber konnte er's ändern? Konnte er Christa jetzt verlassen? Und durfte er ihr Leben, ehe er, wenn auch nur geringes, so doch sicheres Brot hatte, an das seine fesseln? Stellte er dadurch nicht auch die Existenz der jungen Leben aufs Spiel, die ihren vereinten entsprießen konnten?

Christa vermochte nicht mehr zu nähen, selbst wenn sie es gewollt hätte, und Bertholb war nicht im stande, durch angestrengtere Arbeit mehr zu schaffen, wie er es that, und das, was er einnahm, war zu wenig, um auch nur den nötigsten Lebensunterhalt zu bestreiten. So wanderte denn das erste Möbel, das alte Sofa, was ja am leichtesten zu entbehren war, ins Leihhaus. Ein Stück nach dem andern folgte, immer kahler wurden die beiden Stübchen, immer leerer die Wände. Beim ersten Stück hatten sie beide geweint. — „Das Letzte," sagte Berthold jetzt. Starre Verzweiflung hatte beide erfaßt, sie saßen da wie versteinert. Berthold entschloß sich endlich, die alte Kommode die steilen Treppen hinunter zu schleifen. Da klopfte es. Kam vielleicht jemand, um sich an dem nackten Elend zweier sich liebenden, guten Menschen zu weiden?

„Herein!" — Ein Knabe, mit einem Brief in der Hand, stand vor ihm.

„Sind Sie Herr Stein?"

„Jawohl." Er nahm das Schreiben und las es. „Ja — ja — — ich — — ich komme. — Ach, Du lieber Junge — — ich habe nichts — sonst — —"

„Schon gut — nicht nötig." Der Knabe ging, und Berthold hätte vor Rührung aufschreien mögen; welches Verständnis hatte in den wenigen Worten des Kindes, welches Mitleid in seinen guten Augen gelegen, mit dem er diesen grausamen Jammer überflog.

Der Brief war von einem Studiengenossen, der ihm mitteilte, daß der Professor Gösöbius einen jungen Theologen als Hauslehrer für eine fürstliche Familie auf dem Lande suche. „Die Patronatsstelle auf einem der Güter des Fürsten ist dem Betreffenden später in Aussicht gestellt. Ich bin schon für einen anderen Platz gebunden," schloß der Brief.

Berthold stäubte den einst guten, jetzt recht abgetragenen schwarzen Anzug, den einzigen, über den er noch

verfügte, sorglich ab, suchte sein Äußeres so vorteilhaft als möglich herzurichten und begab sich auf den Weg.

„Sie? Was wünschen Sie?" empfing ihn der Professor erhobenen Hauptes. Dieser Empfang war nicht Glück verheißend; aber Stein nahm seinen ganzen Mut zusammen.

„Ich hörte durch den Doktor Kannenberger, daß der Herr Professor einen Hauslehrer für die Kinder Seiner Hoheit des Fürsten — —"

„Und um diese außergewöhnliche Stelle bewerben Sie sich?" fiel ihm Professor Gösöbius' schneidende Stimme, mit abwehrender Handbewegung ins Wort.

„Allerdings — ich glaubte — —"

„Ein gesitteter Lebenswandel ist die erste Bedingung."

„Ein gesitteter Lebenswandel? — — Und glauben der Herr Professor, daß ich diesen nicht führte?"

Herrn Gösöbius' bewaffnete Augen überflogen, halb Hohn, halb Mitleid, die zurückgekommene Gestalt Bertholds.

„Mein Herr, ein Mann, der durch Jahre ein derartiges anstößiges Verhältnis unterhält, wie Sie? —"

„Ein — an — stößiges Verhältnis? Ich? — Ich, Herr Professor?"

„Sie leben mit jener jungen Person —, jetzt, nach dem Tode der Mutter sogar — allein zusammen."

„Herr — Herr — — Pro — fessor — —." Berthold, schwach, überanstrengt und hungrig, fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken, es flimmerte schwarz vor seinen Augen, er konnte sich nicht halten und taumelte, einer Ohnmacht nahe, auf das Kanapee.

„Das Bewußtsein Ihrer Schuld schmettert Sie nieder!" rief der Professor und reichte ihm mitleidig ein Glas Wasser. Von ihm keinen Tropfen! Berthold stieß es zurück, biß die Zähne aufeinander, und so gering seine Kräfte auch waren, so hätten sie in diesem Augenblick doch noch ausgereicht, um dem schmählichen Verleumder an die

Kehle zu springen. Aber er dachte an Christa, unterließ es und erhob sich langsam.

„Mein — Verhältnis — ist engelsrein. Gott ist mein Zeuge, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, andere Beweise dafür, wie mein Wort, habe ich nicht.“

„Beweise, wo Thaten sprechen?!“ fuhr der Professor auf.

„Rein — engels — rein,“ damit schleppte sich Berthold mühselig zur Thür hinaus.

„Nun?“ empfing ihn Christa mit mattem Lächeln. — Er gab keine Antwort, schüttelte nur wehmütig mit dem Kopfe, um sie dann plötzlich stürmisch zu umarmen. „Es ist nichts, meine Christa, wir hungern weiter.“ Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens.

Das Elend, die mühselige Abschreibearbeit ging unaufhaltsam ihren entnervenden Gang; aber ebenso auch Christas Leiden.

Ein halbes Jahr später war sie erblindet, Berthold aber zum Skelett abgemagert; keine Anfrage nach einer Stellung hatte Erfolg. Die Absagen auf Bertholds Briefe waren oft kurz, unhöflich, und zwischen jeder Zeile las er: „ein anstößiges Verhältnis.“

Ein Kämmerchen beherbergte jetzt die beiden, in dieser Ecke lag Christas, in jener Bertholds Strohsack. Dünner Kaffee und schwarzes Brot bildeten die Hauptnahrung der beiden. An einen Fleischtag, ja kaum an einen Kartoffeltag war mehr zu denken.

„Ein anstößiges Verhältnis! Ha — ha — ha — ha — ha —,“ hörte Christa während einer schlaflosen Nacht von dem andern Strohsack her.

„Was sagst Du, Berthold?“

„Ha — ha — ha — — —“ er lachte wie toll. Und dieses Lachen entsprach seinem geistigen Zustande — —. Berthold Stein hatte über dieses „anstößige Verhältnis“ den Verstand verloren.

Die Polizei hat bald darauf das „anstößige Verhältnis“ zweier engelsreinen Seelen gewaltsam getrennt, um Christa in das Armenkrankenhaus, Berthold in die städtische Irrenanstalt zu überführen.

„Ein — an — stößiges — — Verhältnis,“ waren Berthold Steins letzte Worte, als er nach einigen Jahren auf dem Sterbelager lag. —

Da plötzlich lichtete sich für einen Augenblick das Dunkel seines Geistes, es wurde Sonnenschein um ihn, die Welt schwamm im rosigen Golde. „Christa!“ hauchten seine sterbenden Lippen. — „Chr — is — ta, — mei — ne Chr — is — taaa — — —.“

„Vater, mir hungert.“

Die Dampfpfeife der Aktienbrauerei ließ ihren scharfen, gellenden Ton durch den nebligen Morgen schrillen.

„Schon — oh — ah.“ Frau Marthe Karsten richtete sich in dem großen zweischläfrigen Bette vorsichtig auf, reckte sich, unterdrückte ein lautes Gähnen und entschlüpfte leise, damit sie den Schlummer ihres Söhnchens nicht störte, der Seite ihres schnarchenden Mannes.

Der Brauergeselle Karsten lag auf dem Rücken, hatte den Mund geöffnet und sein dunkler Vollbart mischte sich mit den goldblonden Locken des kleinen Fritz, welcher seinen Kopf an der halbentblößten, breiten Brust seines Vaters geborgen hatte.

Marthe huschte baarfuß aus der Kammer in das anstoßende Stübchen, kauerte sich, nur mit einem groben Hemd und einem roten wollenen Rock bekleidet, vor der eisernen Grude nieder und pustete hinein, um die halberloschene Glut wieder zu entfachen. In dem irdenen Topfe, welcher schon während der ganzen Nacht dort mit Wasser gefüllt gestanden hatte, begann es zu wallen; Marthe warf einen Löffel voll gemahlenen Kaffee, etwas Eichorie, sowie einige gebrannte, zerstoßene Mohrrübenstückchen hinein und schlich dann zur Kammer zurück.

„Karl — Karl.“ Sie faßte ihren Mann bei der Schulter, um ihn zu wecken. „Karl — — es ist Zeit — — in zehn Minuten pfeift es zum zweitenmale — — —“

„Ha — was — pfeifen?“ — — Karsten streckte sich, sodaß Fritzchen dadurch erwachte. Die Augen aufschlagend, blinzelte er lächelnd zu dem Vater auf, rollte sich auf die andere Seite und schlief da, wo die Mutter vorher gelegen hatte, weiter.

„Aber so wach' doch auf, Karl. Du kommst zu spät, mußt Strafe zahlen.“

„Strafe? — Unsinn! — — Laß sie pfeifen — — wir striken.“

„Striken?!“ Das klang wie ein Jammerton von den Lippen des notdürftig bekleideten, hübschen, jungen Weibes. Karsten ging er durch und durch, und wenn er sich auch nach der andern Seite drehte und die Augen schloß, so wollte ihm der Schlaf doch nicht wieder kommen.

„Mann — Karl — — — Karsten — — da pfeift es wieder.“ Marthe brach in Thränen aus und setzte sich, die arbeitsharten Hände vor das Gesicht drückend, auf die Bettlade nieder.

„Zum Donnerwetter, so laß es doch pfeifen. Unser Eins will doch einmal wissen, wie's thut, wenn man gemütlich ausschlafen kann.“

Aber so bald ließ sich Marthe nicht abweisen. „Warum wollt Ihr denn striken?“

„Weil's Alle thun,“ knurrte Karl aus den Kissen heraus.

„Alle — Alle — — laß sie doch, wenn sie Geld haben — aber wir — — meine Krankheit — — die Beerdigung der Mutter — — das Letzte von meinen Ersparnissen ist d'rauf gegangen, das schöne Sparkassengeld — — und nun. — — Wovon sollen wir denn leben, wenn Du nichts verdienst?“

Karsten richtete sich ärgerlich empor, mit dem gepriesenen Ausschlafen war's nun ganz und gar vorbei.

„Nun von der Strikekasse."

Marthe zuckte wegwerfend die hübschen vollen Schultern. „Geschenktes Geld mag ich nicht — wo man selbst welches verdienen kann."

„Geschenktes? — Das sind Gelder, die — die — nur die Allgemeinheit zusammengebracht hat — die, welche der fest geschlossene Sinn der Arbeiter, wo Einer für Alle, Alle für Einen, wie eine Mauer — sage ich Dir — wie eine Mauer. Nieder mit dem Kapital — drücken, immer drücken! Der freie Arbeiter verlangt sein Recht und will sich nicht wie ein Hund schinden und wie eine Citrone auspressen lassen, während die andern Champagner saufen. Nein, das thut er nicht! Sein Recht muß er haben, ja das — das — — — muß er —"

„Und dabei verhungern!"

„Verhungern!? Wir bekommen mit vollen Händen, die Strikekasse zahlt Alles, wir wollen die Geldprotzen schon kriegen — nieder — drücken —. Sie sollen schon zu Kreuze kriechen. Der freie deutsche Arbeiter soll auch seinen Braten in der Pfanne haben, nicht nur die da — die Großen — die — — Auspresser — die Schinder!"

„Wir sind auch ohne Braten satt geworden, und gesund sind wir auch gewesen, und — und — Du gehst zur Arbeit, das sage ich Dir!" — Marthe schrie laut auf und brach in Thränen aus. „Lieber Karl, wenn Du mir nur noch ein Bischen gut bist — — sonst — sonst — — hast — —. Ach, siehst Du, nun ist der Junge aufgewacht. — Was fange ich nun mit ihm an, ich bin so froh, wenn er schläft?"

„Heute bin ich Kindermuhme! Komm' Junge, holla hopsa!" Karsten nahm Fritz, hielt ihn hoch empor. „Wie er mit den weißen runden Beinchen strampelt und vor Vergnügen wie ein Täubchen girrt. Sieh' nur Marthe."

„Ist heute Sonntag, Vater?" fragte Fritzchen jetzt mit seinem hellen Stimmchen.

„Jetzt ist alle Tage Sonntag."

„Alle Tage? — Gehen wir heute in den Wald?"

„Ja — jetzt gehen wir alle Tage in den Wald."

Der Anblick des fröhlichen, gesunden Knaben hatte Marthens düstere Stirn ein wenig entwölkt, jetzt aber traten wieder finstere Schatten darauf. „Um uns im Voraus einen Baum aufzusuchen, an den wir uns aufhängen können," schwebte ihr auf den zuckenden Lippen. Aber ohne das schreckliche Wort auszusprechen, begab sie sich ins Stübchen, überflog thränenden Blickes dessen traute Ärmlichkeit und begann nun wie jeden Morgen sorgfältig ihr Reinigungswerk. Heute, sofort wollte sie sich nach einer Aufwartung umsehen. Bis jetzt hatte sie eine derartige Stelle nicht annehmen können, denn was sollte sie während dessen mit Fritz beginnen? Ihn etwa allein zu Hause einschließen, wie es andere Mütter mit ihren Kindern thaten? Nein, das hätte sie nicht übers Herz gebracht. Grausige Bilder stiegen vor ihrer geängstigten Mutterseele auf, der Knabe konnte die Streichhölzer erwischen, Feuer anzünden und jammervoll verbrennen; er konnte zum Fenster hinausfallen oder sich mit einem Messer verwunden. Nun war Karl ja — Gott sei's geklagt — zu Hause, der konnte ihn ja warten.

„Karl — Karsten — holla — holla — es wird Zeit!"

Marthe glaubte nicht recht zu hören. Es war kaum sieben Uhr und auf der Straße standen schon ein paar junge Burschen und ältere Arbeiter aus der Aktienbrauerei in vollem Sonntagsstaat, offenbar in der Absicht, ihren Mann zu irgend einem Vergnügen abzuholen. — Das fehlte noch zu allem Unglück, daß er ein Bummler würde und das wenige Geld vertränke.

„Er schläft noch!" rief sie barsch zum Fenster hinaus, sich fester in das blaue wollene Tuch hüllend, welches sie umgeworfen hatte.

„Den wollen wir schon aus den Federn holen!" antworteten die Leute, die schon ein wenig dem Alkohol zugesprochen hatten, kamen tobend die enge Treppe, welche

unter ihren schweren Tritten ächzte, herauf, rissen unwirsch die Stubenthür auf und drangen trotz Marthens Abwehr in die Kammer ein.

„Hurrah! Hurrah! — 'raus aus der Bucht, alter Faulpelz!"

Der kleine Fritz erschrak gewaltig und wußte gar nicht, wie ihm nur eigentlich geschah; als er aber hörte, wie sein Vater einstimmte, belustigte ihn das laute Treiben, und „Hurrah! Hurrah! — Hurrah!" piepte er mit seinem feinen Stimmchen dazwischen. — Marthe stand da wie versteinert. Welche Wandlung hatte denn nur die kurze Spanne Zeit von kaum zwölf Stunden hervorgebracht?

„Na, nu aber 'raus! Wir gehen drüben zu Steinbach, in zehn Minuten bist Du fertig," drängten die Kameraden.

„Na und dann?" fragte Marthe, mit Entschiedenheit dazwischen tretend.

„Dann — na dann geht's hin, wo's Leben schön ist," sagte der Frechste unter ihnen.

„Geht 'nüber in die Aktie!" rief Marthe. „Schämt Euch! Ihr seid toll und voll am frühen Morgen — und Du bleibst hier, Karl, Du gehst nicht mit!"

„Ich weiß Jemanden, der hier gar nichts zu sagen hat. Ich bin der Herr im Hause, und nicht die Frau. Ich gehe! In zehn Minuten bin ich drüben," entgegnete Karl mit gezwungenem Lachen.

Die Leute zogen johlend in den gegenüberliegenden Gasthof.

„Karl!" — Marthe fiel ihrem Mann um den Hals, „geh' nicht mit."

„Aber — — zum Donnerwetter, ich hab's versprochen und was man verspricht, muß man halten!"

Als Fritz die Mutter weinen sah, brach er auch in Thränen aus. „Nicht gehen, Papa, nicht gehen."

Karsten knurrte etwas wie verdammte Weiberflennerei in den Bart, machte sich unsanft von Frau und Kind los und sprang aus dem Bette.

„'raus muß ich aber! Das Wetter! Nee so ein Wetter!"

„Gut, wenn's einmal nicht anders ist, so sollst Du's auch," fügte sich Marthe endlich seufzend, von zwei Übeln das kleinste wählend. „Aber nicht mit denen da, ich gehe mit und unser Kind nehmen wir auch mit."

Nach langem Hin und Her mußten die Anderen sich entschließen, ohne Karsten abzuziehen, der mißmutig sein Frühstück einnahm. Marthe legte indessen den Sonntagsanzug ihres Mannes zurecht, kleidete Fritzchen so sauber als möglich, schnitt Butterbrote, zog sich dann selbst an und als die Mittagssonne hell und warm herniederschien, wanderten sie in den herrlichen Buchenwald. Fritz saß in dem Kinderwägelchen, Karsten brachte ihm Blumen, die trübe Stimmung verflüchtigte sich allmählich, und selbst Marthe vergaß unter dem Lachen des Kindes und dem guten Mut ihres Mannes eine Zeit lang das, was sie drückte.

Am Abend freilich, als sie wieder zu Hause waren, stellten sich die Sorgen bei ihr wieder desto heftiger ein, sie weinte die halbe Nacht hindurch in die Kissen, und schreckliche Zukunftsbilder tauchten vor ihrer betrübten Seele auf. Als sie am Morgen die Glocke zur fünften Stunde schlagen hörte, die Dampfpfeife aber nicht wie gewöhnlich ihren schrillen Pfiff ertönen ließ, schluchzte sie laut auf.

„Solche Dummheit — diese Heulerei," schalt Karsten und versuchte weiter zu schlafen. Aber es ging nicht, das Pfühl dünkte ihm glühend heiß, zu sehr an das Frühaufstehen und die Arbeit gewöhnt, hielt es ihn nicht länger im Bett. Frau Karsten machte sich bald auf den Weg, um sich nach einer Stelle umzusehen, kam jedoch um Mittag unverrichteter Sache zurück.

„Nun?" fragte Karl. Marthe schwieg trotzig.

„Sie nehmen mich nicht" — platzte sie endlich heraus. „Die Weiber der Striker kriegen keine Arbeit, die Arbeitgeber haben es in der ganzen Stadt ausposaunt."

Karsten stieß einen so wilden Fluch aus und donnerte mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß Fritzchen aufschrie und sich ängstlich hinter dem Rock seiner Mutter verbarg.

„Bekomm' ich nun bald Mittag?" fragte Karsten grob.

„Gieb mir erst Geld."

„Geld? Du mußt doch —"

„Glaubst Du, daß wir gestern von der Luft gelebt haben? Sechs Mark hat es gekostet, das viele Bier und das Essen — und das Konzert — und dann die teueren Cigarren."

„Da wirf mir nur Alles recht vor," sagte Karsten, ging an die Kommode, entnahm dem dort liegenden ledernen Beutel drei Mark und schob sie seiner Frau zu. Erst am Nachmittag wurde das Essen fertig, dann schlief Karsten, zog sich darauf an und wollte ausgehen.

„Wo willst Du denn schon wieder hin?" fragte Marthe.

„Nu, was soll ich denn zu Hause?!" Damit entfernte er sich, traf drüben in dem Gasthaus einige seiner strikenden Gefährten und es dauerte nicht lange, so hörte Marthe von da her Gesang, der sich mit dem Aufschlagen von Gläsern vermischte, nach und nach immer wüster werdend. — Jeder Ton schnitt ihr ins Herz. — Nun schlug es zehn Uhr. Fritz lag längst in dem großen Ehebett. Da hielt es Marthe nicht länger, sie stürzte in die Kneipe und wirklich gelang es ihr, wenn auch unter dem Hohngelächter der betrunkenen Leute, ihren stark angeheiterten Mann nach Hause zu bringen.

„Bist ruhig, Marthe. Ach mein gutes Fritzchen — sieh', ich habe Dir — auch — na — was mitgebracht." Karsten hatte einen gutmütigen Rausch, versuchte seine Frau zu küssen und schob dem schlaftrunkenen Knaben eine Düte mit rot- und grüngefärbten Bonbons in die Händchen.

Marthe nahm die Düte und warf sie in die Ecke, wobei Fritz natürlich laut aufschrie.

„Willst Du sie ihm gleich lassen — o — — Du — — schlechtes — — Du — Raben — — — Du — —.“ Karsten wollte sie schlagen, aber Marthe sprang in die Stube und schloß die Thür zu. Endlich taumelte Karl ins Bett, während sich Marthe auf das harte Kanapee hockte, sich mit ihrem Kattunmantel zudeckte und so die Nacht zwischen Wachen und Schlummer verbrachte. — Sonst hatten sie sich nie gezankt — und jetzt wollte er sie sogar schlagen.

Karsten erwachte am nächsten Morgen mit schwerem Kopf und schlich kleinlaut umher. Seine Frau sagte nichts, würdigte ihn aber weder eines Blickes, noch eines Wortes; Fritz dagegen spielte wie immer und freute sich, daß sein Vater zu Hause war.

„Ich brauche Geld,“ mußte sich Marthe an ihren Mann wenden.

„Schon wieder? Da.“ Er warf ihr wieder drei Mark zu.

„Ich denke, die Strikekasse giebt mit vollen Händen?“

„Was geht Dich das an!? Das ist meine Sache — wo soll ich denn sonst Geld her haben?“

Karsten hielt den Lederbeutel in die Höhe, in welchem sich nur noch wenige Thaler befanden. In den nächsten Tagen sollte aus Berlin eine reichliche Unterstützung kommen.

So waren traurige Tage des Unfriedens vergangen. Mehr als einmal schob er die in voller Blüte stehenden Goldlackstöcke, sonst seine größte Freude, ärgerlich vom Fenster fort, so daß einer davon auf den Fußboden fiel, und schaute hinaus, ob nicht der ersehnte Bote kam und die Unterstützung brachte. — Er kam nicht. Heute war Arbeiterversammlung angesagt. Marthe hoffte das Beste davon, die Leute mußten doch endlich zur Vernunft kommen und nachgeben, denn sie verdienten genug in der Brauerei

und die Arbeitszeit war auch nicht zu lang bemessen. Jede halbe Stunde über das gewöhnliche Maß hinaus wurde besonders bezahlt.

Karsten besuchte die Versammlung und kam um Mitternacht angetrunken nach Hause, er, der sonst die Nüchternheit selbst war und stets um neun Uhr im Bette lag! Von der Aufnahme der Arbeit war noch keine Rede, Marthe brauchte gar nicht danach zu fragen, sie sah es ihrem Mann schon an, und Unterstützung hatten sie auch nicht erhalten. Wieder vergingen lange, bange Tage, durch die üble Laune des Mannes, der sich im Grunde seines Herzens so nach Arbeit sehnte und es doch nicht wagte, sie auf eigene Hand aufzunehmen, um nicht den Vorwurf der Unkameradschaft auf sich zu laden, für Marthe und ihn selbst Tage der Qual.

„Gieb mir eine Stulle, Mutter,“ bat Fritzchen.

„Wir haben kein Brot mehr,“ wandte sich Marthe schüchtern an ihren Mann.

„So schaffe welches“ — brauste dieser auf.

„Ja wovon denn? Der Bäcker borgt nicht mehr.“

„Ich schlage dem Kerl den Laden ein und die Hirnschale dazu!“ — Karsten wollte zur Thür.

„Mann!“ Marthe warf sich ihm in die Arme. „Blut! Lieber will ich — — ach du gerechter Gott — — ich bin noch nie auf dem Leihhause gewesen — ich schäme mich tot!“

„So will ich gehen!“ Und Karsten that einen Griff in den Kleiderschrank, riß sein und seiner Frau Sonntagsstaat heraus, schlug die Sachen in ein altes Tuch, damit sie Niemand sehen sollte, denn auch ihm trat die Schamröte ins Gesicht und schlich auf Umwegen ins Pfandhaus. — —

„Da.“ Er warf Marthe ein paar Mark auf den Tisch.

„Mehr nicht? Und das schöne, schöne Zeug.“ — Sie konnte nicht mehr weinen.

Wieder war eine Arbeiterversammlung geplant. Die Wage schwankte, ein Teil der Männer wollte arbeiten, wieder andere nicht. — Aber auch die Weiber steckten die Köpfe zusammen.

„Wir sind des Elends müde!" „Sie müssen arbeiten." — „Unsere Kinder verhungern und werden krank." — Nun stürmten diese in die Versammlung, und kamen gerade hinzu, als ein feiner Herr aus Berlin eine hochtrabende Rede hielt, zum festen Ausharren und zum Bestehen auf ihr gutes Recht ermahnte und dabei eine Kleinigkeit an Geld zur allgemeinen Verteilung gab, mit der Verheißung, daß das Goldschiff bereits unterwegs sei.

„Nieder mit dem Hund!" — „Unsere Männer sollen arbeiten!" — „Ihr Schufte füttert unsere Kinder nicht!" — „Unsere Männer werden Trunkenbolde," zeterten die Weiber durcheinander, hoben drohend die Fäuste, einen Anlauf nehmend, um die Tribüne zu stürmen und den Aufwiegler zu lynchen. Nur mit Mühe und Not konnten ihn die Männer schützen.

„Haltet Euer Haus in Ordnung, dann wird auch im Staate Ordnung und Gerechtigkeit herrschen!" Mit diesem theatralischen Ausruf, der brüllende Zustimmung fand, verließ er unter dem Geleit der johlenden Menge das Lokal. Die Frauen blieben, das Geld wurde vertrunken, da wollten sie doch wenigstens auch ihren Teil davon haben. — —

Das Stübchen bei Karsten war merklich leer geworden. Das letzte einigermaßen brauchbare Stück war versetzt worden, um die rückständigen Steuern zu decken. Marthe glich einem Schatten, Karsten war kaum wieder zu erkennen. Die Haare hingen ihm wüst ins Gesicht, die Augen lagen tief in ihren Höhlen; er war so schlaff, so müde geworden, das Leben ekelte ihn an.

Brot war nicht mehr im Hause, neue Kartoffeln nicht zu erschwingen und die alten kaum noch zu genießen. Seit zwei Tagen hatten Karstens nichts Warmes mehr

gegessen. Dünner Kaffee war das Einzige gewesen, und auch den vermochte Frau Karsten kaum noch zu beschaffen.

Das Ehepaar saß sich schweigend gegenüber. Marthe hatte das Zureden aufgegeben und fügte sich mit stiller Verzweiflung in das Unvermeidliche. Es dunkelte, das Lämpchen, welches sonst so oft drei glücklichen Menschen mit seinem sanften Scheine geleuchtet, stand unbenutzt in der Ecke des Zimmers auf dem Fußboden. War kein Geld vorhanden, um die nötigsten Lebensmittel zu beschaffen, wie sollte es langen, um das Lämpchen zu speisen? Und warum sollte es das nackte hungrige Elend bescheinen?

Karsten starrte durch die blinden Fensterscheiben zum Himmel, wo das erste Sternlein funkelnd erstieg Marthe nahm den kleinen Fritz auf den Arm, um ihn zu Bett zu bringen. Das einst so weiche, warme Lager war so ärmlich geworden: Das Oberbett versetzt, das Unterbett versetzt, ein Strohsack, ein Kopfkissen und eine alte wollene Decke mußten genügen.

„Wie abgefallen die Beinchen sind — — oh — oh — —" Marthe küßte die mageren Hände des kleinen Knaben. Plötzlich stürzte sie ins Zimmer und versetzte ihrem Mann einen derben Schlag auf die Schulter. „Du gehst, Scheusal — Du nimmst die Arbeit auf — das Kind zehrt ab — und wird krank — und — — — oh — — — ich — wenn ich das erleben müßte!"

„Heute nicht — ich kann nicht — ich will nicht — unser Eins hat auch seine Ehre."

„Ehre?! Ehre?!" höhnte Marthe. „Ist das Ehre, wenn man Weib und Kind verhungern läßt?! Ha! — Siehst Du — Du sagst kein Wort! — Du gehst in die Brauerei oder ich stürze mich ins Wasser — und den da — nehme ich mit." Marthe zeigte verzerrten Angesichts mit der abgemagerten Hand nach der Kammer, wo Fritz im Halbschlummer in dem ärmlichen Bette lag.

Karsten lachte wild auf und starrte stieren Auges in die Nacht. „Lauf' — lauf' nur — — unser Eins — — biegen oder brechen heißt es hier — und die Andern? Ha? Sollen sie mich totschlagen? Das ginge noch, oder sollen sie mit Fingern auf mich zeigen?"

„Deshalb — deshalb — o Du feige Kreatur — Du — — o über das Elend! Und was soll morgen werden?"

„Versetze doch noch, was Du hast."

„Ich habe aber nichts mehr — sie geben nichts mehr für den Bettel da —"

Karsten stand schwerfällig von dem wackligen hölzernen Schemel auf und ging schwankenden Schrittes, obgleich er ganz nüchtern war, im Zimmer umher. Schwach war er nur, als wäre er von einer schweren Krankheit genesen.

Ohne ein Wort zu sagen, wandte er sich zur Kammer, warf sich neben Fritz angekleidet auf das Bett und versuchte zu schlafen. Marthe gesellte sich endlich auch zu ihm. Ihrem Mann und Fritz die kurze Decke überlassend, hüllte sie sich in ein altes Umschlagetuch und schlief, trotzdem sie vor Frost und Hunger zusammenschauerte, endlich ein.

Karsten schlief nicht. Schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust und seine Hand betastete den Körper seines Söhnchens.

„Wie Haut und Knochen," dachte er streichelnd. Todesangst schnürte ihm die Kehle zu, und vor seiner niedergedrückten Seele stieg das Bild des kleinen Jungen auf, wie er ihn noch vor einigen Wochen gesehen hatte: Frisch, munter, rund und voll zum Anbeißen.

Da zuckte der Kleine unruhig zusammen. „Er träumt," dachte Karsten.

Jetzt bewegte Fritz die Lippen und schmeckte mit der Zunge, als ob er etwas recht Gutes verzehrte. Nun warf

er sich unruhig hin und her. — Marthe schnarchte, sie schlief wie betäubt. — Jetzt weinte Fritz leise vor sich hin, das Köpfchen an seinen Vater gedrückt.

„Was ist Dir, mein Fritzchen?" fragte Karsten leise.

„Vater, mir hungert."

„Dir — Dir hungert —?"

„Ach — sehr — sehr — ach Vater, mir hungert."

Karsten war es, als stiegen ihm die Haare zu Berge, glühender Schweiß perlte auf seiner Stirn und dabei fuhr er doch zusammen, als ob ihn Fieberfrost schüttelte.

„Gieb mir was zu essen, Vater — ein Brot —," klagte Fritz wieder.

Mit einem Satze stand Karsten auf den Füßen und suchte in allen Ecken nach einer einzigen Brotrinde. —

Nichts — nichts — zu finden.

„Vater, mir hungert," hörte er im Geiste noch immer die wimmernde Stimme seines Lieblings. Da half es nichts, er mußte betteln — — oder stehlen — heute noch — sofort, mitten in der Nacht.

Und er schlich aus dem Hause. Drüben im Gasthofe brannte noch Licht. Aber er traute sich nicht hinein, noch schuldete er dort die letzte Zeche. Aber Hilfe mußte er schaffen, die Worte des Kindes trieben ihn wie Furien vorwärts. „Betteln — oder stehlen," flüsterten seine bebenden Lippen.

In der Küche hantirte die dicke Wirtin noch umher. Karsten faßte sich ein Herz und klopfte ans Fenster.

„Ha — wer da?" fragte sie erschreckt.

„Ich — ich Frau Heller."

„Wer ist das? — Ach Sie, Karsten — — hier giebt es nichts mehr für Sie."

„Für mich nicht — aber — — mein Fritz — er — hungert so sehr."

Die im Grunde ihres Herzens gutmütige Frau reichte ihm mitleidig ein altes Weißbrod und ein Stück Speck.

„Für Ihn nicht, Karsten, — aber — na — um des lieben Jungen und Gottes Barmherzigkeit willen. — Du lieber Gott, man hat ja selber Kinder.“

„Danke — danke — —.“ Karsten stürmte davon, in der Hand das kostbare Gut krampfhaft zusammenpressend, nur damit er's nicht selber verschlang, denn jetzt fühlte er's recht, wie bitter der Hunger an ihm nagte.

Marthe schnarchte noch immer, auch der Knabe war eingeschlafen, aber Karsten weckte ihn und drückte ihm die herrliche Gabe in das Händchen. Fritz sagte kein Wort, er nahm das als etwas Selbstverständliches hin, aber Karsten hörte mit stiller Wonne wieder das kauende Schmecken und dabei lief ihm selbst das Wasser im Munde zusammen. Wie weh that doch der Hunger — das verspürte er eben so recht.

„Jetzt träumt er nicht, — jetzt — — ach mein Gott.“ Karsten stürzten die Thränen aus den Augen und die Inbrunst, mit der er jetzt den Knaben ans Herz drückte, kam einem innigen Dankgebet gleich. — Bald erfüllten seine schweren Atemzüge den im nächtlichen Dunkel liegenden Raum.

Der Hunger trieb Karsten am nächsten Morgen zeitig vom Lager. Marthe erstaunte, er forderte Wasser und wusch sich, was er in der letzten Zeit kaum noch gethan hatte. Ja er versuchte sich sogar sein struppiges Haar und den Bart zu ordnen, dann ging er gesenkten Hauptes, schweigend zur Thür hinaus.

Eben trat er ins Nachbarhaus — Marthe, die ihm nachblickte, sah es. Ein lauter Wortwechsel wurde dort geführt, aber der Nachbar, von seinem Weibe zur Thür hinausgeschoben, schloß sich ihm an und beide gingen vorüber. Marthe war es gleich, wo sie hingingen, sie bekümmerte sich längst nicht mehr um die Wege ihres Mannes. Still setzte sie sich auf den morschen, wackligen Stuhl und starrte auf den schmutzigen Fußboden.

Bald darauf hatten sich zehn frühere Knechte der Aktienbrauerei zusammengefunden und zogen vor das Haus des Direktors.

„Was wollt Ihr?" damit trat Letzterer unter sie.

„Arbeit."

„Ich habe keine Arbeit für Euch."

„Herr Direktor — wollen Sie nicht mit Karsten verhandeln?" bat einer der Leute.

„Karsten hat mir ebenso wenig zu sagen, wie Ihr, aber gut, kommen Sie herein." Beide verschwanden im Innern des Hauses.

„Nun?" fragte der Direktor streng. Karsten sank statt der Antwort vor ihm auf die Kniee. „Herr Direktor — — — mein — Junge — was der kleine Fritz ist — ihm hungert so sehr — und ich — —"

„Sie haben Nichts, womit Sie den Hunger Ihres Kindes stillen können. Nun soll ich helfen, nachdem Ihr mich schmählich verlassen habt? — Nein: — ich werde andere Leute bekommen, ich habe keine Arbeit für Euch."

„Ach mein Gott," stöhnte Karsten wie gebrochen.

Der Direktor wandte sich zum Gehen, da fühlte er sich plötzlich am Rockschoß gezupft, sein eigenes Söhnchen stand hinter ihm und sah ihn mit traurigen, bittenden Augen an: „Aber Vater, wenn ihn so hungert?"

Da durchzuckte ein nie geahntes Etwas das Herz des Vaters. „Aber — wenn ihn so hungert," sagte er leise noch einmal. —

„Gut, Karsten, unter den alten Bedingungen soll die Arbeit aufgenommen werden, — aber nur — weil Euer kleiner, hübscher Junge so hungert — soll es geschehen."

„Herr — Herr Di — rek — tor." Karsten weinte vor Freude.

Nun ging's ans Verhandeln mit den Anderen, und der Strike war glücklich beendet.

„Du sollst nun nicht mehr hungern, mein Fritz!“ rief Karsten voller Wonne, als er zu Hause anlangte.

Fritz lachte hell auf. „Ich hungere nicht — da — abbeißen, Vater!“ Und er hielt ihm Brot, Fleisch, Obst und Kuchen entgegen. Der kleine Sohn des Direktors war soeben dagewesen.

Marthe saß leise weinend dabei — sie vergoß Freudenthränen.

Ein gebrochenes Herz.

Das einstöckige Giebelhäuschen am Marktplatz des holsteinischen Landstädtchens gehörte dem Tischlermeister Freyling; von den roten Ziegelsteinen und den altertümlichen Holzschnitzereien des kleinen Gebäudes gewahrte man, während des größten Teiles des Jahres nur wenig. Ein Rosenstock, vom Monat Juni bis in den Spätherbst mit Blüten wahrhaft übergossen, berankte beinahe die ganze Vorderwand und streckte seine blumigen Finger hinauf bis zu dem bemosten Dache. —

Ein Taubenschwarm gurrte auf den Ziegeln, eine grüngestrichene Bank stand neben der Thür und lud die Bewohner des Häuschens an lauen Sommerabenden nach gethaner Arbeit zum Ausruhen ein.

Vor Jahren gab es bei Meister Freyling weder Rosen noch Tauben und auch keine Straßenbank.

Wieb, des Tischlers rosiges Töchterlein, spielte damals noch auf den Steinstufen des Hauses. War sie ermüdet, so ließ sie sich darauf nieder und wenn ihr die Mutter das Vesperbrot brachte, so verzehrte sie es da.

Eines Tages reichte es ihr nicht die Frau Meisterin, sondern der neue Lehrling, ein kleiner, halbverwachsener Mensch. Das Kind sah ihn erstaunt aus seinen großen blauen Augen an. Noch verwunderter blickten sie aber,

als er sich neben sie setzte, um sein Mitgebrachtes mit ihr hier gemeinsam zu essen. Jetzt aber rückte sie scheu beiseite und strich mit der Hand an dem Kleide hinunter, als wollte sie jede Berührung mit dem Knaben vermeiden.

Kein Wunder, denn er war merkwürdig häßlich: der große Kopf mit dem verhältnismäßig alten, gelblichen Gesicht, saß tief in den breiten Schultern; der Rücken war gekrümmt, die Brust eingefallen und es schien als ob die schwachen Beine den kräftig entwickelten Oberkörper nicht zu tragen vermöchten. —

Und dennoch hatte der Verwachsene zuweilen etwas Anziehendes. Zwei dunkle Augen sahen müde in die Welt, aber wenn sie sich — wie jetzt — schüchtern auf Wieb zu richten wagten, erhielten sie einen sanften, lieblichen Schimmer.

Wieb sprach kein Wort mit ihm und auch am nächsten Tage nicht, aber das Auge des Lehrlings hing trotzdem wie verklärt an ihr, so daß er das Essen darüber vergaß.

„Willst Du es noch Wieb?" damit reichte er ihr den Rest des Butterbrotes.

Sie errötete — endlich nahm sie es.

„Ich kann auch nicht mehr."

„Wir müßten Tauben haben, dann könnten wir sie füttern."

„Tauben! Tauben!" jubelte Wieb.

Bald besaß Wieb zwei Tauben. Karl hatte sie für seine letzten Groschen gekauft und ihr geschenkt. Die Meisterin schalt zwar — aber sie freute sich doch, wenn sie die hübschen lieben Tierchen fütterten.

„Steht auf, Ihr werdet Euch auf den kalten Steinen erkälten," ließ sich eines Tages die Stimme der Meisterin vernehmen.

„Schade," entgegnete das Töchterchen, indem sie sich langsam erhob.

„Karl erzählte eine so hübsche Geschichte."

„Jetzt ist nicht Zeit Geschichten zu erzählen. Die Vesper ist vorüber — marsch an die Arbeit.“

„Wir müßten eine hübsche Bank haben,“ wagte Karl schüchtern zu bemerken.

„Auch noch!“ sagte die Frau. Nun hörte man das kleinstädtische — „Biml — bim“ — der Hausthürglocke — und die Treppe war leer.

Und wirkich, es dauerte nicht lange, so trugen der Meister und Karl eine grüngestrichene Bank vor das Haus. Der Lehrling und Wieb saßen nun zur Vesperzeit und an schönen Sommerabenden oft darauf.

„In meiner Heimat hatten wir auch solche Bank und dahinter wuchs ein Rosenstock. Wenn der in der Blüte stand roch es so herrlich!“

„Ach das muß schön sein — einen Rosenstock müssen wir auch haben, Mutter.“

Und der Rosenstock wurde gepflanzt. Er gedieh, streckte sein Gerank immer mehr am Häuschen empor und gelbrosa Blumen streuten ihre Düfte.

„War es in Deiner Heimat schön?“

Karl beantwortete die Frage seiner Freundin nur durch ein wehmütiges Nicken seines großen Kopfes.

„Warum bist Du denn nicht dort geblieben?“

„Wäre es Dir lieber gewesen?“

„Nein.“

Das — „Nein“ — kam aus Wiebs jungen Herzen und zauberte um Karls breiten Mund ein glückliches Lächeln. Nun beantwortete er erst ihre Frage und sie erfuhr, daß er Waise war — und verlassen sei. Er weinte dabei und ihre Augen füllten gleichfalls Thränen der Teilnahme.

„Du hast keine Eltern mehr armer Karl — da mußt Du ja recht unglücklich sein.“

Er antwortete nicht, der Blick, welchen er auf Wieb warf, sprach vom Gegenteil.

Der Rosenstock wuchs. Wieb gleichfalls, aber Karl blieb so klein wie er gewesen war, nur an Breite nahm

er zu, und fast schien es, als ob er im gleichen Maße häßlicher geworden wäre.

Wieb hatte sich nach und nach nun selbst schön wie eine Rose entfaltet; im nächsten Jahre sollte sie eingesegnet werden.

Das Geschäft des Meisters blühte, Karl war längst Geselle, aber noch ein zweiter wurde notwendig. Fritz hieß er. — Ein kräftiger, flotter Bursche, dieser Fritz. Groß, schlank, bildhübsch von Gesicht.

Fritz saß nun am Abend auch mit auf der Rosenbank, nun erzählte er und das waren hübsche, lustige Geschichten, welche Wieb auch die Thränen in die Augen trieben — aber die des Lachens.

Karl hörte still mit zu. — Es war ja natürlich, daß sich Wiebchen lieber vor Lachen als vor Rührung die Wimpern feuchten ließ, und daß sie den hübschen Fritz öfters ansah wie ihn, den häßlichen Karl, war ja auch begreiflich.

„So thu doch auch einmal den Mund auf, Karl," sagte Fritz wohl zuweilen.

„Mir fällt nichts ein," gab der dann zurück und dabei blieb es. Fritz ließ einen spöttischen Blick über die verwachsene Gestalt seines Mitgesellen gleiten.

„Wie, Du kleiner Knirps nur eigentlich den Hobel regieren kannst. Ha — ha — kaum daß Du auf die Hobelbank zu sehen vermagst."

Karl antwortete nicht, aber er stand auf und ging stillschweigend ins Haus.

„Das war nicht hübsch von Ihnen Fritz," rügte Wieb das Benehmen des anderen.

„Unter uns Gesellen ist man nicht so übelnehmerisch."

„Ja aber —" sie stockte und sah am Hause empor, ob nicht Karl am Fenster stände, da es leer war fuhr sie fort: „die Buckligen sind es nun einmal und außerdem mißtrauisch — man muß mit ihnen Mitleid haben. —"

Karl drückte die Hand auf das Herz. Er hatte im

Dunkeln an dem geöffneten Fenster gesessen und es doch gehört. Wieb nahm sich seiner zwar an, aber aus Mitleid — nur aus Mitleid. — Sie hatte ihn einen „Buckligen" genannt und hielt ihn für mißtrauisch. — Er seufzte schwer. — Sie hatte Recht, er war ja auch nur ein bemitleidungswertes Geschöpf. Und Fritz — sein Mitgeselle? — — Karl that in der nun kommenden Nacht kein Auge zu und am nächsten Tage wollte ihm die Arbeit kaum von der Hand gehen.

Nun kam die Einsegnung. Die Rosen blühten noch nicht, sonst hätte Karl Wieb sicherlich die schönsten mit auf den Weg zur Kirche gegeben. — Sein Auge hing während der feierlichen Handlung immerfort an ihr und dabei fühlte er einen brennenden Schmerz am Herzen, denn ihm war der lange Blick, welchen sie eben mit Fritz wechselte, nicht entgangen.

Der Prediger hatte davon gesprochen, daß die Konfirmanden, wenn sie nun bald auf eigenen Füßen stehen würden, fleißig, arbeitsam und treu sein sollten.

Bei dem Worte „treu" hatte es in Beider Augen aufgeflackert, in Fritzens sowohl, als in Wiebs.

Da blühten nun die Rosen. Eine balsamische Nacht. Der Meister, seine Frau, Wieb sowie Fritz waren zum Volksfest gegangen und kehrten erst spät nach Hause zurück. Karl war daheim geblieben. — Was sollte er da, wo man lustig war und tanzte? — Er, der Bucklige, tanzte ja nicht — und — Wieb. — — — — Er saß allein auf der Bank. Ab und zu trug der Luftzug die Tanzweisen vom Festplatze bis zu ihm. — Sonst alles todesstill, die Stadt wie ausgestorben. — Nur der Ruf des Wächters und seine drei Stöße ins Horn. — Lallalaala — la la la — lalalalaa. — Wie schön mußte es sich nach dem Walzer tanzen. — Den schweiften Wiebchen und Fritz selbstredend zusammen. —

Karl seufzte schwer — la — la — la — la — lallallalla — lallallalla — la — la — la — und wie berauschend

die Rosen rochen. Karl schlummerte ein, der Vollmond beschien sein blasses Gesicht. Der arme, verwachsene Bursche träumte von der Zeit als er noch Lehrling und Wiebchen noch ein Kind war und wie sie da auf den Steinfließen saßen — wie der andere noch nicht da war — — und wie schön das war.

Der Meister mit den Seinen mußte frühzeitig den Festplatz verlassen. Ein Todesfall war eingetreten; er hatte draußen auf der Volkswiese die Bestellung, schleunigst einen Sarg zu fertigen in Empfang genommen. Da galt es die Nacht zum Tage zu machen. Fritz war vorausgeschickt worden, um Karl zu wecken und das Nötige zur Arbeit vorzubereiten.

Da traf er seinen Genossen schlafend auf der Bank und ein boshafter Gedanke durchzuckte sein Hirn: durch die nur angelehnte Thür in das Haus schlüpfend, holte er lange Hobelspähne aus der Werkstatt und hing sie vorsichtig dem Schlummernden als Locken an die riesigen, abstehenden Ohren, nahm den alten Strohhut der Meisterin, setzte ihn auf Karls Kopf und warf ihm einen Frauenrock über die Knie.

Karl erwachte von einem schallenden Gelächter. Wieb und Fritz standen vor ihm. — Jetzt erst bemerkte er was mit ihm vorgegangen war. — Seine Hand ballte sich, er sprang auf und wollte auf Fritz zustürzen. — Aber nein — er besann sich eines andern und stürmte ins Haus. — Wieb, seine liebe kleine Wieb hatte ihn grausam verlacht, das lähmte seine Kraft und diese Lähmung ging von seinem Herzen aus.

Bestürzt eilte sie ihm nach.

„Es war ein Scherz — Karl.“

„Mit Buckligen muß man keine Scherze machen, sie sind übelnehmerisch und mißtrauisch — mit denen muß man höchstens Mitleid haben. Aber auch das — — hast Du nicht einmal —!“

So ließ er das bestürzte Mädchen stehen. — Sie brach in Thränen aus.

Karl arbeitete fleißiger denn je, aber wenn am Abend Fritz und Wieb auf der Rosenbank saßen kam er nicht mehr.

Die Tauben gurrten vergebens nach Futter. Wieb und Fritz hatten sich viel zu erzählen, um an die hungrigen Tierchen zu denken.

„Warum läßt Du uns immer allein?“ wandte sich Wieb einmal an Karl. Dieser verfärbte sich und blieb die Antwort schuldig.

„Du bist mir böse?“

Er schüttelte den unförmig großen Kopf.

„Ich sehne mich oft nach Dir, Karl.“

„Wirklich?“

Es klang ungläubig — und Wieb errötete bis unter die Haarwurzeln. Karl erschien nicht wieder und arbeitete oft bis in die Nacht hinein. Einen so fleißigen Gesellen hatte der Meister noch nicht gehabt.

„Allzu scharf macht schartig,“ meinte er wohl zuweilen „Du kränkelst Karl.“

Der stieß einen Ton aus, welcher wie Lachen klingen sollte. Wieb hörte ihn und er ging ihr durch und durch.

Die Zeit eilte und als einmal wieder die Rosen blühten, öffnete sich die Thür des Tischlermeisters und ein Hochzeitszug schritt zur benachbarten Kirche. Wieb und Fritz als Brautpaar voran, dann folgten die Eltern und Verwandten; zuletzt kam Karl. Der schwarze Rock schlotterte ihn um den verwachsenen Leib und der Cylinderhut wollte auf seinem mächtigen Kopf nicht den richtigen Sitz finden. Kaum daß Karl einen Fuß vor dem anderen zu setzen vermochte. Auf dem Dache gurrten die Tauben.

Aus Wiebs Gesangbuch sah eine halb erschlossene Rose hervor. Abgewandten Gesichtes hatte sie ihr heute der Jugendfreund gereicht und niedergeschlagenen Auges hatte sie dieselbe genommen.

„So viele Blätter, so viele glückliche Jahre und so süß wie ihr Duft, so sei Dein Glück," hatte Karl mit bewegter Stimme geflüstert, war dann wie der Wind zur Thür hinausgejagt und Wieb hielt die Blume in der zitternden Hand. —

— „So süß sei Dein Glück! Gott mag es geben! —" Bange Zweifel stiegen ihr plötzlich im jungfräulichen Herzen auf.

Der Meister war gestorben. Fritz übernahm das Geschäft, das Haus mit der Bank, samt dem Rosenstock — und Karl den fleißigen Gesellen. — Die Tauben wurden als unnötige Fresser abgeschafft. Es schien fast, als hätte Karl das Sprechen jetzt ganz verlernt und er alterte zusehens. — Nun saß er zuweilen wieder auf der Bank, aber allein. Wiebchen hatte alle Hände voll zu thun und Fritz wollte nicht, daß die Leute sein junges, hübsches Weib sehen und bewundern sollten. „Eine Frau gehört ins Haus und nicht auf die Gasse!"

Hübsch war Wieb noch immer, aber aus dem Gesicht war der Schimmer des Glückes, der es sonst verschönte, gewichen. — Es kränkte sie etwas, was sie niemanden sagen wollte. Endlich klagte sie es Karl.

„Mein Mann ist dem heimlichen Trunk ergeben — kannst Du ihn nicht davon retten?"

„Wenn es Dir nicht gelingt Wieb — wie mir?"

Fritz sah beide öfters mit einander heimlich sprechen. Wenn er kam schwiegen sie plötzlich. Das erregte seine Eifersucht und eines Tages hörte Karl — er glaubte sein Herz sollte brechen, wie er sie schlug.

Sollte er zuspringen? — Nein — Wiebs Beschämung wäre zu groß gewesen. Sollte er fortgehen? — Nein — er mußte bleiben um sein Wiebchen im Notfalle zu schützen, so viel er es bei seinen schwachen Kräften vermochte. Er hoffte von der Zukunft, ein Kind wurde erwartet, war es erst da, kam Fritz vielleicht zur Besinnung.

Ein Söhnchen wurde geboren und Wieb aufs Krankenlager geworfen. Fritz trank stärker. Die Nachbaren merkten es schon und meinten es geschähe aus Verzweiflung über das lange Leiden seiner Frau. Karl wußte es besser, aber schwieg.

Arbeiten konnte er jetzt nicht, seine Glieder waren schwach, aber den Sprossen seiner Wieb vermochte er zu pflegen. Stundenlang saß er oft, ihn auf dem Schoße haltend auf der Rosenbank und erzählte ihm, als ob er ihn verstände, die Märchen, denen einst seine Mutter lauschte.

Heute saßen sie wieder da, das Kind schlief sanft, Karl drückte es liebevoll ans Herz und legte es plötzlich mit ängstlicher Hast neben sich auf die Bank.

Da wurden seine Arme schlaff, sein Kopf sank zurück, — die müden Augenlider fielen zu — das Herz setzte seine Schläge aus. — Rosenblätter fielen hernieder und grüßten das scheidende und das aufblühende Leben. Eine der Tauben war zur alten Heimat zurückgeflattert und hatte die üppigen Blumen mit den Flügeln gestreift.

Die Brüder.

I.

„Denn ich hab' — sie ja nur auf die Schuuuuulter geküßt," und „Mutter, der Mann mit dem Koaks ist da," — tönte eine Ziehharmonika unter der bimmligen Begleitung eines Triangels und dem Quieken einer Flöte durch die matt erleuchtete Scheunentenne, wo zwanzig bis dreißig Burschen, jeder seinen Schatz im Arme, mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln den Lehmboden im Walzertakte stampften.

Dazwischen sprangen Kinder, zahnlose Weiber und angetrunkene, grauköpfige Kerle umher. Ohrenzerreißendes Jauchzen, eine Luft zum Ersticken, dichter Tabaksqualm und Schnapsgerüche herrschten, die für jedes nicht ganz unempfindliche Nervensystem unerträglich sein mußten.

Die tanzenden Paare merkten von alledem nichts, sondern gaben sich ganz der Lust des Erntebiers hin, welches ihnen heute der reiche Bauer Michels, der sich der besten Ernte weit und breit zu erfreuen hatte, knauseriger Hand bereitete. Genug gab er — aber alles vom schlechtesten. Je schneller die Leute zu einem Rausche kamen, desto weniger aßen und tranken sie.

Von der vielgerühmten Idylle eines Erntefestes war hier wenig zu verspüren. Waren es für den engen Raum derer genug, die da tanzten, so standen noch mehr als müßige Zuschauer umher. Einer trat dem andern dabei auf die Füße, Einer nahm dem andern schon die Aussicht.

Draußen vor der geöffneten Thür stauten sich die Neugierigen Kopf an Kopf und über ihnen hinweg schaute die goldene Sichel des Mondes vom nachtschwarzen Himmel in das wüste Treiben. Welche Schönheit dort oben und wie häßlich ging es hier unten zu!

Und doch waren die Menschen, welche sich so zügellos durcheinander bewegten und im Schweiße ihres Angesichts tanzten, sich die Füße wund traten und sich teilweise in einen Zustand versetzten, der dem des Viehes immer ähnlicher wurde, glücklich. Wunderbare Menschen das!

Nur drei schienen eine Ausnahme zu machen, drei, welche, getrennt von einander, gequetscht unter den Zuschauern standen und doch nur Sinn und Blick für einander hatten: dort das dicke, nicht hübsche, nicht häßliche Mädchen, welches die kräftigen, roten Arme über der üppigen Brust kreuzte und den Kopf so trotzig an die Wand lehnte; der starkknochige, flachshaarige Bursche, der neben den jugendlichen Musikanten hockte und jener rotköpfige Knecht, mit den blauwässerigen Augen, der so heftig an seiner Dreipfennigscigarre zog, daß sie wie eine glühende Kohle aus der Dämmerung herausleuchtete.

Blandine Demuth hieß die Dirne, war die einzige Tochter des Schuhmachers im Dorfe, hatte wohl an sechshundert Mark Heiratsgut von ihrer verstorbenen Mutter geerbt und entsprach weder äußerlich, noch innerlich ihrem poetischen Namen.

„Nun komm', Blandine, wir wollen auch mal,“ forderte sie eben einer der Knechte auf.

„Ich will nicht,“ gab sie kurz mit trotziger Miene zurück, ohne die Stellung ihres Kopfes zu ändern. Die sechshundert Mark waren es nicht allein, welche Blandine

eine so eigene Anziehungskraft verlieh, denn alle die Burschen, welche sie nach und nach abgewiesen hatte, kamen immer wieder, um sie um einen Tanz zu bitten, freilich nur, um nochmals unverrichteter Sache abzuziehen. Sie hatte dunkle, finstere Augen, deren Einfluß sich so leicht keiner entzog.

Nur zwei kamen nicht, Thomas Baff, der Dicke dort neben den Musikanten und sein jüngerer Bruder Jakob, derselbe, welcher so heftig an seiner Cigarre zog. Eben stäubte er sie so ungeschickt ab, daß die Funken wie ein Sprühregen umherflogen.

Daß diese beiden nicht kamen, ärgerte Blandine gewaltig. Jetzt erhob sich Thomas und sah scharf zu ihr hinüber. Wollte er sich jetzt um sie bemühen? Nein, er setzte sich wieder. Es war gut, nun hätte Blandine auch gar keine Lust mehr gehabt, mit ihm zu tanzen. Bald schien es, als ob Jakob in die Tenne treten wollte, da traf sein Blick aber den seines Bruders und er zog sich wieder zurück. Blandine sah es, ihr breiter Mund verzog sich höhnisch und ihre großen, dunklen Augen schienen noch größer, noch finsterer zu werden.

„Diese albernen Bengels," dachte Blandine, schaffte sich mehr durch die Kraft ihrer Ellenbogen, als durch gute Worte Platz und drängte dem entgegengesetzten Ausgange, wo Jakob stand, zu, um dort zu verschwinden. So sehr ihr Auge auch durch den plötzlichen Wechsel von Licht und Dunkelheit geblendet wurde, so schritt sie dennoch sicher vorwärts, kannte sie doch hier jeden Schritt und Tritt. Erst kam eine Gasse, welche vom Kuhstall zum Jaucheloch führte, dann ein schmaler, schlecht gepflasterter Weg zwischen dem letzteren und der Scheune und endlich gelangte sie, hinter dem Rücken der Leute, unter denen sich auch Jakob befand, auf die Dorfstraße.

„Jo — hanna — oh — Jo — hanna — wie bist Du doch so schöööööön — Jo — hanna — oh — Jo — hanna — wie bist Du doch so schön!" tönte eben der wüste

Gesang unter Harmonikabegleitung, sowie dem Schlürfen, Stampfen und Juchzen der tanzenden Paare aus der Scheune heraus. — Blandine hörte nicht darauf, ging weiter und durchschritt eben den Lichtstreifen, welcher aus einem erleuchteten Fenster des Schulhauses auf die Straße fiel, als sie einen Schatten bemerkte, der neben ihr herhuschte.

„Wer ist das?“ dachte Blandine, ging aber weiter.

„Blandine,“ ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, der sie jedoch keine Beachtung schenkte. „Blandine,“ klang es noch einmal und Thomas wollte sie am Rock fassen; doch sie riß sich los, blieb stehen und sah ihm scharf in die Augen.

„Was willst Du?“

„Mit Dir tanzen.“

„Jetzt? Hier? Ha—ha.“

Sie waren inzwischen in den Schatten gelangt und schritten langsam der elterlichen Behausung des Mädchens zu.

„Blandine,“ begann Thomas in gedämpftem Tone, „Du weißt doch, warum ich nicht gleich kam, das Gerede, die Klatschmäuler — Dein Alter will das doch nun einmal nicht, deshalb habe ich gewartet — und Jakob —“

„Ha—ha,“ lachte Blandine kurz, „und nun will er das wohl auf einmal? Wie? Nun klatschen die Leute nicht? Was? Und Jakob sähe es wohl auch nicht, wenn wir zusammen tanzten?“

„Das nicht,“ entgegnete Thomas zögernd, „aber ich habe es mir überlegt, einmal müssen die Leute es doch wissen.“

„Was müssen sie denn wissen? He?“

„Nun, daß wir einig sind.“

„Einig? Ha—ha. Du gehst ja nach den Soldaten und Soldatentreue kennt man.“

Sie lief eilig davon und war im Dunkeln verschwunden, Thomas allein zurücklassend. Sollte er ihr folgen? Nein, sie mochte laufen. Und dennoch zuckte es ihm in allen

Gliedern, ihr nachzueilen. Aber nein, aufdrängen wollte er sich ihr nicht und so begab er sich auf Umwegen nach Hause, um sein Lager zu suchen. Eine zweischläfrige Bettlade war mit Haferstroh gefüllt, darauf lagen ein zerrissenes Kopfkissen und eine alte wollene Decke und doch schlief sich's da so schön und träumte sich's so süß von diesem trotzigen Mädchen.

Blandine stand noch lange vor der angelehnten Thür ihrer elterlichen Hütte, schwankend, ob sie nicht doch noch einmal auf den Bauerhof zum Erntefeste gehen sollte. Sie verspürte glühende Lust zum Tanzen und jetzt, da Thomas fern war, würde Jakob wohl nicht länger zögern, sie aufzufordern.

„Blandine," hörte sie jetzt dicht hinter sich, über den Gartenzaun herüberrufen. Sie fuhr zusammen.

„Was erschreckst Du mich denn?"

„Ich dachte —"

„Was dachtest Du?" Damit huschte sie in das Häuschen und riegelte die Thür hinter sich zu, den erstaunten Jakob draußen stehen lassend.

„Blandine — Blandine —." Der Bursche kopfte an das Fenster ihrer Schlafkammer. Vergeblich; sie öffnete nicht und schlief mißmutig ein. Keiner der Brüder trat offen mit seiner Werbung heran, immer kamen sie nur heimlich, das ärgerte sie, und am meisten zürnte sie sich selbst, daß sie sich nicht zu entschließen vermochte, welchem von den beiden sie sich mit Entschiedenheit zuwenden wollte. Fehler hatten sie beide, aber auch an guten Seiten fehlte es ihnen nicht und der eine war ein so stattlicher Kerl wie der andere. Aber welchen sollte sie nur zu ihrem Schatz erklären?

Bald teilte Jakob mit seinem Bruder Thomas den Strohsack und träumte wie dieser von der spröden, unentschiedenen Blandine.

II.

Ein paar Tage später fuhr ein eigentümlicher Wagen durch das Dorf, der die Aufmerksamkeit und die Neugier der guten Leute in nicht geringem Grade erweckte. Ein spekulativer Photograph hatte sich ein fliegendes Atelier eingerichtet und vollzog bald hier, bald da, auf offener Straße seine Aufnahmen. Auch Blandine Demuth verlangte es danach, ein Bild von sich zu besitzen und so ließ sie sich denn abnehmen. Ordentlich feierlich war's ihr zu Mute, als der geheimnisvolle Kasten mit dem Rohre und der runden Spiegelscheibe auf sie gerichtet war und ein Gefühl beschlich sie, als ob wer weiß was davon abhinge.

„Wieviele Bilder wünschen Sie?“ fragte der Photograph, als die Aufnahme beendet war. „Wohl ein Dutzend? Je mehr, desto billiger.“ Ein Dutzend? Was sollte Blandine damit beginnen?

„Eins!“ sagte sie kurz. Sie wollte es selbst behalten, wobei ihr der Gedanke, daß Thomas und Jakob sich freuen würden, eins zu bekommen, gar nicht in den Sinn kam.

„Blandine Demuth hat sich abnehmen lassen,“ durchlief es natürlich das Dorf. „Aber sie hat nur ein Bild bestellt,“ setzten die übrigen Mädchen lachend hinzu. Thomas hörte es auch, ärgerte sich darüber und bestellte sich heimlich ein solches, während Jakob, der gerade auf einem Nachbardorfe arbeitete, nichts davon erfuhr.

Nun war der Oktober herangekommen, und somit die Zeit, wo Thomas bei seinem Regiment eintreffen mußte. Er würde gern Soldat geworden sein, wenn nur Blandine nicht gewesen wäre, oder wenn sie ihm doch wenigstens das Versprechen, die Seine zu werden, mit auf den Weg gegeben hätte. Heute, am letzten Abend, wollte er es ihr sagen, daß er bis über die Ohren in sie verliebt sei, was sie freilich schon längst wußte.

Es war eine helle Mondnacht. Durch die Pappeln

strich der Wind und bewegte ihre Blätter, sodaß sie wispernd gegen einander schlugen. Es klang, als unterhielten sich viele, viele Menschen heimlich mit einander, wobei kleine Metallstückchen ganz, ganz leise aneinander schlugen. Thomas schlich hinter dem Dorfe herum, kroch zwischen den Zäunen hindurch und sah bald einen matten Lichtschein aus Blandinens Kammerfenster durch die Büsche fallen. Ein Sprung über die Hecke und er hätte vor dem Fenster gestanden. Eben setzte er an, da tauchte gegenüber ein männlicher Kopf auf, in dem er den seines Bruders erkannte.

„Verdammt," knirschte Thomas zwischen den Zähnen und zog sich zurück, während Jakob um die Ecke des Häuschens bog, ohne bei Blandinen anzuklopfen. So kam es, daß Thomas Blandinen nicht mehr ohne Zeugen sprach und ihr am nächsten Morgen, als er in Begleitung von zwei anderen Rekruten die Heimat verließ, wie allen anderen Dorfbewohnern Lebewohl sagte. Von einem vertraulichen Gefühlsaustausche war dabei natürlich nicht die Rede.

Blandine stand gerade vor der Thür, als Thomas vorbei kam, die vollen nackten Arme unter der blauen Schürze verborgen, den Kopf, wie immer weit zurückgelehnt, was ihr, in Verbindung mit dem kalten Lächeln, einen überhebenden, abweisenden Ausdruck gab.

„Adjüs, Blandine," versuchte Thomas ihr heiter zuzurufen, indem er ihr die Rechte entgegenstreckte. Keiner sollte es wissen, wie ihm das Herz blutete.

„Adjüs, Thomas," entgegnete sie, ohne eine Miene zu verziehen, kaum, daß sie die Hand dabei unter der Schürze hervorzog und sie ihm flüchtig reichte. Sollte sie freundlich sein, ihm zeigen, wie sich ihr Herz schmerzlich zusammenzog, ihm, der gestern Abend nicht einmal den Weg zu ihrem Fenster gefunden hatte, um von ihr Abschied zu nehmen?

Hätte sie geahnt, wie es im Innern des flotten

Burschen aussah, der da anscheinend so fröhlich der Stätte seiner Geburt den Rücken kehrte, um in die Welt zu ziehen, wo es so viele Mädchen gab, hübscher, zugänglicher, vielleicht auch noch reicher als sie! Hätte sie gewußt, daß er ihr Bild auf dem Herzen mit sich führte!

Nun war nicht der Zipfel seines Rockes mehr zu sehen und Blandine stand immer noch an der Thür, hoffend, er solle sich noch einmal umwenden, um ihr ein Lebewohl zuzunicken. Er that es nicht. Die anderen sollten es nun einmal nicht wissen, daß er Blandine liebte, nach dem kühlen Abschied, dessen Zeugen sie gewesen waren, erst recht nicht. Blandinens große, dunklen Augen starrten und starrten ins Leere. Die klare Herbstluft flimmerte, ihr war's, als tanzten da lauter kleine Sternchen auf und ab. Oder täuschte sie sich? Hatte sich doch eine heimliche Thräne in ihre Augen gestohlen?

„Nun ist er weg.“ So trat Jakob auf sie zu, der mit Hacke und Spaten auf der Schulter zur Kartoffelernte ging. Blandine antwortete nicht und sah in die Luft, während der Bursche noch zögernd stehen blieb.

„Ein bißchen geweint hast Du doch? Was?“ fragte er mit eifersüchtiger Regung.

„Ha—ha. Mach' daß Du an Deine Arbeit kommst!“

Hochaufgerichteten Kopfes ging Blandine dem Ziegenstalle zu, nahm das hölzerne Gefäß, welches blank gescheuert an einem Zaunpfahle hing, öffnete den Stall, rückte sich den dreibeinigen Schemel zurecht, ergriff die widerspenstige Ziege bei den Hörnern, zog sie mit einem Ruck, dem man ihre zornige Erregung anmerkte, an sich und begann hastig zu melken.

Dabei fand sie ihre Ruhe, die so selten von ihr wich, wieder. Nun beschickte sie das Haus und setzte sich endlich neben ihren Vater, um ihm beim Steppen eines Zeugstiefels zu helfen.

Thomas wanderte indessen mit seinen Kameraden durch die reizlose Flachlandschaft dahin. Die Felder waren leer

und der Wind wehte scharf über die Stoppeln. Am Knick saß ein Schäfer strickend bei seiner Herde und die wilden Gänse zogen im Winkelfluge am herbstklaren, wolkenlosen Himmel dahin, um dort auf den Landsee, der aus seinen schilfigen Ufern herüberblitzte, einzufallen. Nur wenige Leute waren noch auf den Äckern beschäftigt, nur auf einem Kartoffelacker regten sich fleißige Hände.

Thomas dachte, als er die stramme Dirne sah, welche eben den schweren Sack spielend auf die Schulter hob, an Blandine. Vergangenes Jahr zu Michaelis hatte er mit ihr zusammen bei ihrem Vater die Kartoffeln geerntet. Auch im nächsten Dorfe flogen beim Anblick eines Mädchens, welches die gefüllten Eimer in den Hof trug, seine Gedanken zu ihr. Das Bild der Geliebten schien ihm nun einmal mit der Arbeit für das leibliche Wohl eng verbunden zu sein. Aber nach und nach gedachte er auch ihrer, wenn er einen Vogel singen hörte, wenn ein Bächlein murmelnd durch die Wiesengründe hüpfte und je weiter er sich von ihr entfernte, desto mehr Blicke gewann er für die lieblichen Erscheinungen in der Natur, an denen er sonst achtlos vorübergegangen war. Als er nun am nächsten Tage in seiner Garnison angelangt war und zum erstenmale als Soldat zur Ruhe gehen wollte, konnte er's nicht unterlassen, Blandinens Bild heimlich zu betrachten und dabei rannen ihm die dicken Thränen über die Wangen.

Da schluchzte ein anderer Rekrut neben ihm laut auf. Fritz Manhardt war's, dem heftiges Heimweh die Brust zerfleischte. Das rührte Thomas und das gemeinsame Weh brachte die jungen Soldaten schnell einander näher, so daß sie sich gegenseitig ihr Herzeleid klagten.

„Das ist sie,“ meinte Thomas und zeigte Fritz Manhardt das Bild von Blandine.

„Ein kompletes Frauenzimmer,“ sagte Fritz, „und ein Paar Augen hat sie im Kopfe.“

„Na, das wollt' ich meinen,“ entgegnete Thomas geschmeichelt, „und arbeiten kann sie für drei.“ Ein größeres

Lob konnte er Blandinen nicht spenden, und damit kroch er in sein Kasernenbett. Ein so kostbares Lager hatte er noch niemals gehabt. Eine ordentliche Matratze, ein Keilkissen unter dem Kopfe, zwei wollene Decken und darüber ein frisch gewaschener, blau und weiß gewürfelter Überzug. Thomas schlief wie ein junger Gott, und wenn ihn in den folgenden Wochen die Unteroffiziere drillten, wenn er Freiübungen machen, wie ein Frosch hüpfen, wie ein Storch im Salat langsamen Schritt üben und auf einem Beine balancieren mußte, fand er immer noch Zeit genug, an Blandine zu denken. Gern hätte er einmal an sie geschrieben, aber mit Feder und Tinte hatte er keine große Freundschaft geschlossen, dafür aber mit Fritz Manhardt, und so ergriff der denn für ihn „mit Fergnüken" die Feder und schrieb in seinem Namen an Blandinen.

„Hat sie geantwortet?" fragte Fritz nach einiger Zeit. Thomas schüttelte betrübt mit dem Kopfe. Blandine dachte nicht daran. Was sollte sie denn schreiben? Hier im Dorfe ging ja alles seinen gewöhnlichen Schneckengang, das kannte er ja ganz genau und dann — der Alte! Ein Glück, daß er Schuhe und Stiefeln über Land trug, als der Briefträger ins Haus trat und Blandinen das Schreiben brachte.

„Soldatenbrief, eigene Angelegenheit des Empfängers, — Absender, na, den wirst Du wohl wissen, Blandine," sagte er lachend und verschwand dann wieder. „Thomas hat an Blandine geschrieben," verriet er an Jakob, als er diesen auf der Straße traf.

„So," entgegnete dieser anscheinend gleichgültig; der Postbote hatte aber doch gesehen, wie ihm dabei das Blut in die Wangen schoß. „Da heißt's sich d'ran halten," dachte Jakob und schlenderte jeden Feierabend bei Schuhmacher Demuths Haus vorüber.

Blandine kannte ihn schon an den klappernden Holzpantoffeln und an der brennenden Cigarre, die ihr wie ein großer Glühwurm durch die Dunkelheit entgegenleuchtete.

Meist trat sie dann von der Thür zurück, manchmal aber ließ sie sich auch mit ihm in ein Gespräch ein.

„N' Abend."

„N' Abend."

„Schönes Wetter heute, Blandine."

„Wenn's morgen so bleibt, ist es auch gut."

„Das wollt' ich meinen."

„Bei Elisens ist ein Junge da."

„So."

Nun schwiegen sie lange und Jakob rückte ein wenig näher an sie heran.

„Schuberts schlachten morgen."

„Zwei."

„Nein so was. Wie sie das wohl aufessen wollen."

„Nun die. Und was für Kerle."

Jakob stand nun dicht neben Blandine, sein Herz schlug immer heißer und seine Augen suchten die Dunkelheit zu durchbohren, um Blandinens üppige Reize zu verschlingen. Einmal wollte er sie umfassen, da fühlte er einen Stoß vor die Brust und die Thür fiel dröhnend in's Schloß.

„Dummerjahn — ha — ha," klang Blandinens Stimme von drinnen. Ähnlich ging es oft. Blandinens Herz war wie verschlossen.

„Ein Mädchen von Stein und Stahl," dachte Jakob und wälzte sich, das Hirn von aufregenden Bildern erhitzt, unruhig auf seinem Lager.

„Das halte der Teufel aus!" Damit sprang er von seinem Strohsack, schlüpfte in die Hosen und schlich durch den Schnee zu Blandinens Haus, um dort zu fenstern.

„So mache doch auf." Jakob wurde ungeduldig, seine Füße froren gewaltig. Es half nichts, er mußte mit langer Nase abziehen, und dazu war er noch genötigt, um sich nicht zu verraten, seine Spur in dem frischgefallenen Schnee zu verwischen. Das wäre nun auch noch gegangen, aber das spöttische Gesicht Blandinens, als er ihr am nächsten

Morgen begegnete, trieb ihm das Blut in die Wangen. Thomas war der Begünstigste.

Als er nun sah, wie Blandine einen Brief in den Postkasten schob, der am Schulhause angebracht war, wurde es ihm weh und weich ums Herz und dabei stieg heftiger Zorn gegen seinen Bruder in ihm auf.

Hätte er, wie er es wollte, auf den Postboten warten können, bis dieser den Kasten leerte, so würde er erfahren haben, daß das Schreiben nicht von Blandinen an Thomas, sondern von Schuster Demuth an einen Lederhändler gerichtet war. So mußte Jakob aber beim Bauern dreschen und der Stachel blieb in seinem Herzen sitzen.

III.

Nun war es Frühjahr. — So ein Leben wie heute herrschte nur einmal im Jahre in dem sonst so stillen Dorfe. Ein paar Musikanten voran zogen die stellungspflichtigen jungen Leute im Sonntagsanzuge, Arm in Arm, singend und jubelnd durch die Straßen, um schließlich im Kruge, die so wie so schon heißen Köpfe durch Alkohol noch mehr zu erhitzen. Die bunten Schleifen an den Mützen deuteten an, welches Loos ihnen durch das Machtwort des die Aushebung leitenden Offiziers zugefallen war. An Jakobs Kopfbedeckung flatterten rote und blaue Bänder, das Zeichen, daß er für die Infanterie bestimmt war.

Als nun der Herbst herankam, zog auch er, wie im vorigen Jahre Thomas bei Blandinens Häuschen vorüber, ihr Bild im Herzen, ohne das Zugeständnis ihrer Liebe zu besitzen. Aber er trug es nicht so geduldig, wie sein Bruder. Es wurmte ihn, quälte ihn Tag und Nacht und er gewöhnte sich daran, Thomas als den Räuber seines Glückes zu betrachten. Wäre Der nicht gewesen, er hätte ganz anders in die Zukunft blicken können. Sechs- bis siebenhundert Mark Mitgift, — daran dachte er natürlich

zuerst — was hätte er sich damit nicht später, wenn er losgekommen war, für eine Stellung im Dorfe machen können? Das kleine Haus, nahe am Kruge, kostete tausend Mark, dreihundert hätte er angezahlt. Zwei Kühe und ein Schwein hätte er sich halten können. Eine arbeitsame Frau würde er auch bekommen haben. Am Ende hätte er auch eine kleine Höferei nebenbei anlegen können. War ein Hausierhandel nicht vorteilhafter? Blandinens Rücken war ja breit genug, um so einen Kasten mit Kurzwaren von Dorf zu Dorf zu schleppen.

„Ja, wenn Thomas nicht wäre," murmelte Jakob vor sich hin, und alle Luftschlösser zerstieben in ein trostloses Nichts. „Lange kann es nicht mehr so gehen. Ich magere ja zu Haut und Kochen ab, kein Bissen schmeckt mir mehr." — Gerade der letzte Umstand war für Jakob ein untrüglicher Gradmesser seines Schmerzes.

Mit solchen Gedanken wanderte er der Eisenbahnstation zu und sie hatten ihn noch nicht verlassen, als er bei seinem Regimente, demselben, bei dem Thomas stand, eintraf. Im Gegenteil, der Anblick seines Bruders, der ihn am Bahnhofe empfing und dessen Kompagnie er auch zugeteilt wurde, rief sie erst recht in ihm wach. Doch er ließ sich nichts merken, ja, er gewann es sogar über sich, ihm einen Gruß von Blandinen zu überbringen.

„Danke," entgegnete Thomas kurz, ohne mit einem Worte nach ihrem Ergehen zu fragen. Es war ihm überhaupt zweifelhaft, ob Jakob die Wahrheit sprach; es sah Blandinen nicht ähnlich, ihn gerade durch den Bruder grüßen zu lassen.

Fritz Manhardt, der unzertrennliche Freund von Thomas, stand dabei, hörte das kurze Gespräch mit an und wunderte sich über die geringe Freude, die Thomas dabei an den Tag legte. Aber er vergaß die Angelegenheit bald, denn er hatte nebst einigen älteren Kameraden genug zu thun, den Neuankömmlingen die Schrecken der Rekrutenzeit mit Fegefeuerfarben auszumalen.

Gestaltete sie sich auch nicht gerade zu Honigmonden, so ging sie doch schneller und besser vorüber, als man gesagt hatte, und Jakob würde sich im bunten Rocke ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht jene Zweifel, ob Blandine ihm oder seinem Bruder zugetan war, wie ein Wurm an ihm genagt hätte.

Halt, Thomas hatte an sie geschrieben, sie hatte ihm, wie er glaubte, geantwortet; nun sollte sie auch einen Brief von ihm erhalten. Vorsatz und Ausführung waren aber noch lange nicht eins; ehe ein Soldat die Feder ergreift, besinnt er sich wohl zehnmal. Endlich war es so weit und er schrieb ihr, wie lahm am Abend seine Knochen von das „verdammtige Geexerciren" wären, was sie für „Futter" erhielten, und wie seine unmittelbaren Vorgesetzten hießen. Der Korpskommandeur, Seine Excellenz der Herr General der Kavallerie Freiherr Graf von Westen, der Divisionskommandeur, Seine Excellenz der Herr General-Lieutenant Schakmann" u. s. w. u. s. w. Endlich fragte er nach dem Viehstande im Dorfe und versicherte zum Schlusse, daß er sich einen „Ast" freuen würde, wenn Blandine den Brief gesund und wohl und munter mit Freuden empfangen würde.

Das that sie nun wirklich, schrieb aber deshalb doch nicht. Ein trübes Zeichen für Jakob. „Die sind sich einig," raunte ihm eine Stimme aus unsichtbarem Munde aus allen Ecken entgegen, „sechs- bis siebenhundert Mark — ein Haus — zwei Kühe — ein Paar Schweine —," hörte er dann wieder und dabei trat Blandinens urkräftige Gestalt so lebhaft vor seine Seele, daß sein Blut in beschleunigten Pulsen schlug. Heißes, sinnliches Verlangen stieg in ihm auf, heißer, immer heißer.

„Bringe mich meinen Tabak auf die Wache. Hier der Schlüssel zum Schrank," erhielt Jakob einen Zettel von Thomas, worauf sich ersterer sofort daran gab, diesem Wunsche nachzukommen.

„Das kommt mir gerade recht," dachte er und durch-

wühlte, nachdem er den Tabak längst eingesteckt hatte, die Sachen seines Bruders, ob er zwischen ihnen nicht einen Brief von Blandinen fände. „Nichts — aber hier — hier —.“ Jakob hielt bebend vor Zorn ihr Bild in seiner Hand. Warum hatte sie Thomas und ihm nicht ein solches geschenkt? „Sie sind sich einig,“ sagte er mit verhaltener Wut, legte das Bild vorsichtig wieder auf dieselbe Stelle, begab sich zur Wache, gab Thomas den Tabak und den Schlüssel, sich dabei so freundlich mit ihm unterhaltend, wie lange nicht.

Am Nachmittag mußte Jakob zum Schießen. Die notwendige Anzahl von Patronen war bereits verbraucht worden; weil die Leute sich herausgeschossen hatten, sollte heute gleich noch eine Bedingung erfüllt werden.

„Füsilier Baff.“

„Herr Unteroffizier.“

„Gehen Sie auf die nächste Distanz zurück, da liegt der Patronentornister, bringen Sie noch dreißig Stück her.“

„Zu Befehl.“

Jakob machte stramm Kehrt, lief zurück, zählte die Patronen ab und dabei kamen ihm so eigene Gedanken: „Sechshundert Mark — ein Haus — eine Kuh — nein zwei — Blandine dazu — wenn Thomas nur nicht wäre — wenn — wenn —.“ Jakob war's, als ob eine eiserne Faust seine Kehle zusammendrückte, sein Herz schien jetzt still zu stehen, um dann plötzlich in rasenden Schlägen zu pulsieren, Glut und Kälte schossen zugleich durch seine Adern.

„Zum Donnerwetter, Kerl — wo bleibt er denn!“ ließ sich jetzt von der nächsten Entfernung aus der Schießunteroffizier vernehmen.

Jakob fuhr zusammen, er fühlte eine Patrone in seiner Tasche und flog mehr, als daß er ging, der seiner harrenden Abteilung zu.

Jakob that den ersten Schuß. — Der Anzeiger an der Scheibe schlug mit dem Stabe einen Bogen.

„Ins Blaue! Na, das fängt gut an," knurrte der Lieutenant, welcher das Schießen leitete.

Nach einer Weile schoß Jakob wieder.

„Nochmal. Der Kerl verkantet ja! Ruhiger Anschlag! Was zittert er denn nur wie ein Lämmerschwanz! Vorher hat der Bengel so gut geschossen. Aufhören, sonst verpudelt er sich ganz und gar."

Jakob trat aus Reih' und Glied und schoß heute nicht mehr.

Einige Tage darauf wurde eine Gefechtsübung im Gelände mit Platzpatronen vorgenommen. Die alten Leute markierten den Feind und trugen grüne Zweige als Abzeichen auf den Helmen, während die Rekruten gegen sie manövrieren sollten. Thomas fand sich unter den ersteren, Jakob bei den letzteren. Es war ein heller, frostiger Wintertag, eine leichte Schneedecke breitete sich über das wellige Hügelland, und die Übung begann. Von beiden Seiten rückten die Abteilungen gegen einander, die Spitzen vorschriftsmäßig voran, dann folgten die Soutiens. Piff — paff — piff. Die Gegner stießen auf einander, die Verstärkungen rückten vor.

„Schwärmen."

Das sah hübsch aus, wie die munteren Füsiliere, jeden Erdaufwurf, jedes Tannengebüsch benutzend, nach beiden Seiten gegen einander ausschwärmten, sich geschickt hinter der kleinsten Deckung einnistend.

„Aufpassen! Füsilier Baff, so kriechen Sie doch in den Graben, Sie wären ja längst mausetot geschossen!" donnerte der Lieutenant. Jakob sprang mit einem Satz hinein, er hatte drüben Thomas bemerkt, dabei stieg Blandinens Bild wieder so deutlich vor ihm auf, daß er ihre dunklen Augen und den spöttisch verzogenen, breiten Mund zu sehen glaubte.

„Laden!" klang es wieder. Jakob schob eine Platzpatrone in den Lauf und nun wurde das Schießen fortgesetzt. „Blandine, Blandine," glaubte Jakob bei jedem

Knall zu vernehmen. Da lief's ihm eisig kalt über und dennoch glüten seine Schläfen. Er fühlte die scharfe Patrone noch immer in seiner Tasche, jetzt schon in der Hand, bald im Laufe. Nun — er legte an — setzte ab. „Piff." Ein Schuß — ein Schrei von drüben. Ein etwas gab Jakob ein, sofort zwei Schüsse mit Platzpatronen abzugeben, wie toll schoß er drauf los, die anderen Rekruten neben ihm thaten dasselbe.

„Hahn in Ruh," ertönte das Signal, die Rekruten verstanden es nicht und schossen weiter.

„Halt! Still! Verfluchte Hallunken, halt!" brüllte der Offizier, die Unteroffiziere und die alten Mannschaften durcheinander. Alles drängte sich um Thomas, der im Arm von Fritz Manhardt lag. Ein langer Seufzer — sein Auge brach — ein Blutstrom schoß über die verglasten Augen, ein Schuß hatte ihm den Schädel durchbohrt und war in das Gehirn eingedrungen. Ein starres Staunen, dann namenlose Erregung, die ganze Kompagnie lief zu der Unglücksstätte und Jakob warf sich heulend über die Leiche seines Bruders. Rock, Hose, Gesicht und Hände waren von seinem Blute genetzt.

Thomas war tot. Keine Untersuchung brachte den Thäter ans Tageslicht. Keiner der Gewehrläufe zeigte eine Spur, daß eine scharfe Patrone, zweifellos aus Versehen, ohne Wissen des Schützen, aus ihm geschossen worden war, das Schießen mit Platzpatronen hatte noch zu lange nach dem Unglücksfalle gewährt. Man fand es begreiflich, daß Jakob bleich aussah und noch stiller war als sonst, es war keine Kleinigkeit, den einzigen Bruder auf so traurige Art zu verlieren.

Herzzerreißend schrieb er nach Hause, an den Schulmeister, den Ortsvorstand, diesen und jenen seiner Bekannten, nur an Blandine nicht. Die wunderte sich nicht darüber, hatte sie ihm doch auf seinen Brief nicht geantwortet.

Niemand merkte es ihr an, daß sie der Tod von

Thomas bekümmerte. Mürrisch wie immer ging sie umher und arbeitete in gewohnter Weise. Nachts aber, wenn sie im Bette lag, oder wenn sie allein auf dem Felde arbeitete, da schossen ihr die Thränen über die Wangen. Ja, sie hatte Thomas Baff doch recht lieb gehabt, was sie freilich nicht hinderte, jetzt oft an Jakob zu denken.

IV.

Der Schuhmacher Demuth war gestorben, Blandine somit die Erbin seiner Barschaft und der Hütte. Jetzt wog sie doppelt schwer und dieser oder jener näherte sich ihr, einer keck, der andere schüchtern, alle aber mit gleichem Mißerfolge.

Ob sie auf Jakob wartete, der im Herbst frei kam? Es war eine Frage, welche im Dörfchen ebenso lebhaft erörtert wurde, wie die über Krieg und Frieden draußen in der großen Welt.

Nun rückte Jakob in seinem abgetragenen Reserveanzuge, die kurze Pfeife im Munde, den Stock mit der Kompagnietroddel daran, in der Hand, wieder ein.

„Tag, Jakob!" — „Na, Jakob!" — „Auch wieder da?" — „Nun geht's wohl bald ans Freien?" rief man ihm von allen Seiten zu; doch er hatte keine Antwort, ja kaum ein Wort des Dankes dafür.

Er sah elend aus. „Kein Wunder, die Schinderei beim letzten Manöver, der Teufel soll da nicht storchbeinig aussehen," gab er hastig zurück, als man ihm sein schlechtes Aussehen vorhielt, und sprach von etwas anderem.

„Und der arme Thomas." — „Daß der so rasch sterben mußte." — „Ich bin nur froh, daß mein Johannes frei gekommen ist. Da sieht man, so eine Kugel im Frieden kann auch treffen." — „Das ist doch zu schlimm, daß die Soldaten Gewehre haben, ach wird sich das wohl noch ändern," klagten die alten Weiber.

„Das kommt so," antwortete Jakob darauf und wenn sie ihn teilnehmender Neugier baten, doch einmal das Nähere bei dem traurigen Hergange zu erzählen, so wich er aus. „Hin ist hin," damit ging er in die Schenke und nahm einen herzhaften Schluck, es war ihm so flau im Magen.

Nur Blandine fragte ihn nicht und das war ihm lieb. Er hatte sie überhaupt nur einmal ganz flüchtig gesehen und gefunden, daß sie beinahe noch finsterer aussah, als sonst. Vielleicht grämte sie sich doch noch um Thomas. Alles in ihm drängte dazu, dies zu entscheiden und am nächsten Sonntage auf dem Kirchwege nahm er sich vor, sie darauf hin anzusprechen.

„Blandine."

„Was willst Du?"

„Nun, ich dachte —." Er stockte und sie ermutigte ihn nicht weiter zu sprechen. Das Herz schlug ihm oben im Halse, ihm war's, als tanzten rote Punkte vor seinen Augen, die ganze Welt schien in Blut zu schwimmen. Sollte er das seines Bruders umsonst vergossen haben? Auf dem Heimwege wollte er's anbringen, dazu mußte er sich ein wenig Mut trinken. Das war geschehen und er faßte sich ein Herz.

„Ich dachte, Blandine, daß es gut wäre, wenn wir unsere Lumpen zusammen würfen," sagte er unvorbereitet. Es war wohl das richtigste, bei ihr mit der Thür ins Haus zu fallen.

Blandine ging weiter und sah starr gerade aus. „Zusammenwerfen? Was hast Du denn zusammenzuwerfen? Ha—ha."

„Hm — nun freilich! Geld habe ich nicht und ein Haus auch nicht, aber Du bekommst einen —" er stockte, das Gewissen hämmerte in seiner Brust, als schlüge ein Riesenhammer auf einen Ambos — da wieder die roten Punkte — aber es mußte sein, sollte er für nichts und

wieder nichts zum Mörder geworden sein? — „einen ehrlichen, guten Kerl zum Mann.“

„Glaubst Du?“ fragte Blandine gedankenlos.

„Du vielleicht nicht?“ fragte Jakob dagegen.

„Kann wohl sein.“

„Mach' doch, Blandine,“ bat Jakob so zärtlich, wie er noch nie zu ihr gesprochen hatte. Dieser fremde Ton, dazu das Läuten der Glocken, in Blandinens Herz vollzog sich eine seltsame Regung. Sie dachte an Thomas, dabei zog sie's zu Jakob und sie ließ sich's gefallen, daß er sie — hier sah es ja niemand — an sich zog und küßte.

„Nun, meinetwegen,“ damit ergab sie sich endlich.

Jakob hätte vor Wonne einen Luftsprung vollführen mögen; doch ihm war's, als hingen Zentnergewichte an seinen Füßen, so daß er sich kaum zu rühren vermochte. Ein zärtlicher Schatz war er nicht, das war auch ganz nach Blandinens Sinn.

„Wozu die Leckerei?“ sagte sie oft, wenn er sich überwand, sie zu küssen, denn trotzdem, daß seine Sinne ihn zu ihr drängten, war's ihm stets eine Überwindung, hatte er doch jedesmal das furchtbare Gefühl, als ob sich Thomas' kalte Hand zwischen ihre und seine Lippen schöbe.

Im Frühling war die Hochzeit. An Bier und Kümmel fehlte es nicht, denn Blandine hatte ja Geld genug, auch an Kuchen wurde nichts gespart. Man tanzte vom Nachmittag bis zum Morgen. Jakob mit seiner jungen Frau natürlich immer mit, aber je mehr er tanzte, desto blasser, und je mehr er trank, desto stiller wurde er. So einen Bräutigam hatte man hier im Dorfe noch nicht gesehen. — Auch Blandine sprach ihrer Gewohnheit nach nur wenig.

Nun besaß Jakob Baff das, wonach sein Herz sich sehnte. Ein Haus, Feld, Geld auf Zinsen angelegt, zwei Kühe, ein Kalb, zwei Schweine und eine Frau, aber glücklich war er trotzdem nicht. Kein fröhliches Lied erklang in der Hütte des jungen Paares, da ging alles ernst und schweigsam zu, das ganze Leben schien beiden nur eine

Arbeit zu sein. „Schaffen und sparen, und sparen und schaffen," hieß es hier.

Aber fein war es bei „jungen Baffs". Sie hatten sogar ein Sofa, bestehend aus einem geschweiften, birkenhölzernen Gestell und Polstern mit einem grün und gelb gepalmten halbwollenen Überzug darüber.

„Ja, ja, wenn Leute Geld haben," dachte Buchfinks Grete, die auch bald heiraten wollte, neidisch, wogegen ihr Schatz Timme Zoßner meinte:

„Wer hätte das gedacht, daß Jakob Baff noch einmal auf einem gepolsterten Kanapee liegen würde?"

„Wenn Thomas leben geblieben wäre, dann läge der da, Timme."

„Meinst Du, daß Blandine ihn lieber hatte, Grete?"

„Nun, das ist doch klar wie Klößebrühe!" rief letztere dagegen und spritzte Timme Zoßner eine Hand voll Seifenwasser ins Gesicht.

Er that dasselbe, Grete quiekte wie ein junges Ferkel, ein scherzhaftes Ringen entstand, dann küßten sie sich am hellen Tage und versicherten sich gegenseitig, daß sie auch ohne verpolstertes Kanapee doch glücklicher sein wollten, als „junge Baffs".

So war ein Jahr vergangen, ein Kind war bei Blandinen noch nicht angekommen und bis jetzt auch noch keine Aussicht dazu, während bei Grete — ihre Hochzeit sollte übrigens nun auch bald sein, die Bestellung mußte aber erst vorüber sein, denn Saatzeit und Ernte regeln das Dasein des Feldarbeiters. Blandine sprach nicht von Thomas und Jakob ebenso wenig, es war, als ob er überhaupt nicht auf der Welt gewesen wäre.

Während sonst im Winter zuweilen die graue Not mit ihren dünnen Fingern an die Hütte des Tagelöhners klopft, so gestalteten sich heuer die Aussichten für dieselben günstiger. Deiche und Schleusenbauten boten so viele Arbeit, daß sie sogar nicht von den Einheimischen bewältigt werden konnte, sondern daß Fremde mit hinzugezogen werden mußten.

„Hol' mich der Teufel! Nein, so was!" Es war Fritz Manhardt, der, freudig die abgetragene Soldatenmütze schwenkend, auf Jakob zueilte.

„Nanu?! Nun, da soll mich einer! Ja, Kerl, wo kommst Du denn her?" fragte Jakob verlegen.

Jakob konnte sich das zwar allein sagen und that es auch, aber Fritz setzte ihm doch umständlich auseinander, daß er mit an dem Deiche arbeiten wolle, wieviel er dabei zu verdienen hoffe, u. s. w. u. s. w. „Nun, und Du? Arbeitest Du auch da?"

„Ich?! Nein! Ha—ha das brauche ich nicht. So dumm, die Schinderei," antwortete Jakob breitspurig und dabei wehte Fritz ein Geruch von Schnaps entgegen. Früher hatte Jakob nie getrunken, sollte er sich das jetzt angewöhnt haben? Das wäre schade um den hübschen Jungen. Er sah ihn an. Hübsch war er eigentlich nicht mehr. Er sah kränklich und aufgedunsen aus.

„Du schwimmst ja gehörig oben," meinte Fritz.

„Wer es kann, warum nicht," entgegnete Jakob.

Während des Gesprächs waren sie bei „jungen Baffs" Hause angelangt und beide traten ein.

„Mein Haus."

„I Du — sieh 'mal einer an. So, so." Es dunkelte bereits.

„Und das ist meine Frau."

„Auch noch, ha—ha, jetzt geht mir ein Licht auf."

„'Tag," sagte Blandine. „Setzen Sie sich." Mit der Schürze einen Holzstuhl abwischend, schob sie denselben mitten in die Stube.

Fritz nahm Platz.

„Licht!" kommandierte Jakob.

„Wirst es wohl abwarten können." Blandine ging hinaus. Fritz sah nur, daß sie groß und kräftig war, ihr Gesicht konnte er noch nicht erkennen. Jetzt kam die junge Frau zurück, die arbeitsschwielige Hand vor die flackernde Talgkerze haltend, damit sie die Zugluft nicht verlösche.

Jetzt nahm sie sie fort und der Lichtschein fiel grell auf ihr Gesicht.

„Nein, so was!“ Damit sprang Fritz auf, sie starr ansehend. „Nein — das ist ja —“

Blandine lachte hell auf. „Er ist verrückt,“ dachte sie.

„Ja, ja, das ist meine Frau,“ versicherte Jakob.

„Ich dachte, nun, freilich — bei Thomas habe ich Ihr Bild schon gesehen, gerade so, wie Sie leiben und leben,“ rief Fritz.

Thomas! Der Name fiel in eine beängstigende Stille. Blandine sah den Fremden an, dann streifte ihr Blick zu Jakob hinüber und blieb endlich auf dessen Zügen, die sich aschgrau färbten, haften.

Was war ihm nur? Woher dieser Farbenwechsel? Warum lehnte er sich so fest gegen den Schrank, als wenn er der Stütze bedürfe? Ja, es war so, Blandine seufzte tief auf.

„Nun wollen wir einen trinken, Fritz.“ Damit schob Jakob seinen Arm unter den seines ehemaligen Kameraden und wollte mit ihm zur Schenke gehen.

„Was da! Hierbleiben! Was soll das! Trinken könnt Ihr hier auch,“ wehrte Blandine und setzte eine Flasche mit Kümmel, sowie zwei Gläser auf den Tisch.

„Mir soll es recht sein.“ Damit setzte sich Fritz wieder, endlich die Gegenreden Jakobs, der durchaus fort wollte, niederkämpfend.

Blandine schenkte den Männern ein und that ihnen Bescheid.

„Prosit.“

„Prosit, danke. Nein, aber der arme Thomas.“

Blandine nickte. Thomas hatte ihr Bild besessen? Das gab ihr zu denken.

„Heidenarbeit bei so einem Deich. Trinke noch 'mal, Junge.“ Jakob schenkte ein, trank und schenkte wieder ein.

„Der arme Thomas hätte noch nicht ins Gras zu beißen brauchen.“

„Nein, nein —.“ Blandine bewegte langsam den Kopf, ihre Augen schienen größer zu werden.

„Trink doch, Bruder.“

„Warte nur, nicht so rasch. — Und auf solche heimtückische Art.“

„Ja, ja.“

„Ach was, hin ist hin! So eine Deichschinderei ist doch eine Heidenarbeit. Nicht? Was? Aber Kerl, wo hast Du denn Deinen Durst gelassen? Ha—ha! Prosit! Feiner Kümmel das!“

Blandine rückte näher an Fritz heran und richtete den klaren Blick auf ihn, dabei kopfschüttelnd auf Jakob deutend, als ob sie sagen wollte: „Laß ihn nur schnacken, er ist 'mal wieder nicht klar im Kopfe.“

„So standen wir, das Glas ist Thomas, da die Nadelbüchse bin ich, und hier, gerade gegenüber, das andere Glas, Jakob, der bei den Rekruten war.“

„Ich? Ich?“ fragte Jakob mit schwerer Zunge.

„Ja, Du, halt doch das Maul, Kerl.“

„Ich? Nein, nein.“

„Da, piff — paff — piff. Thomas legte gerade an, ich sah das genau, da kreischte er auf —“

„Ich? Gegenüber. Prosit, Fritz. Prosit Blandine. Ich — soll — gerade — ge—gen—über —.“ Er stürzte ein Glas Branntwein hinunter.

„Ja doch, ja, es ist ja gut.“ Fritz fühlte die harten Finger Blandinens auf seinem Arm — „ein Blutstrom —“

Blandine drückte ihn fester. „Hu — wenn ich daran denke.“

„Ich — habe — nicht —.“ Jakob setzte die Flasche an den Mund. „Ich — ich — ich — habe nicht gegenüber — ge—gen—über — gestanden. — Prosit — ha —ha — prosit, Fritz — Du — Du lügst — ich — nein — er — lügt!!“

Die Hütte erzitterte unter der Macht dieser Stimme. Jakobs Fäuste donnerten auf den Tisch, die Flasche fiel um, die Gläser klirrten. „Weg damit — nein — nein — ich — ich — habe — nicht —."

Da erhob sich Blandine — ihr Auge glühte, totenbleich, den Kopf weit nach vorn gebeugt, den grausigen Blick starr auf Jakob gerichtet, schlich sie langsam auf ihn zu, — er trat zurück; klein und kleiner werdend, schauert er in sich zusammen. Leichenblässe überzieht sein Gesicht, nur auf den Wangen stehen zwei feurige Punkte. „Ich — ich —"

Er drückt sich in dem äußersten Winkel des Zimmers zusammen.

Blandine streckt die Fäuste vorwärts, wie um ihn zu erwürgen; doch sie hält inne und versetzt ihm mit ihrem eisenbeschlagenen Stiefel einen Fußtritt, daß er laut aufbrüllt.

Dieser Fußtritt bringt ihn zu sich. Ein Satz und er ist an der Thür. Niemand hält ihn zurück. Eine kurze Bewegung und er ist verschwunden. Draußen ein Aufschrei, ein plätschernder Fall — man hört beides im Zimmer; doch weder Fritz noch Blandine regen sich.

Eine halbe Stunde später hieß es im Dorfe, Jakob Baff habe beim Wasserholen aus dem Ziehbrunnen das Gleichgewicht verloren, sei dabei hinabgestürzt und ertrunken.

„Kein Wunder," meinten Grete und Timme, „denn halb besoffen war er in der letzten Zeit immer. Ja, ja, das Kanapee macht es nicht."

Weder Fritz nach Blandine widersprachen. Letzterer blieb aber nicht bei der Deicharbeit, es war etwas in ihm, was ihm das Dorf verleidete.

* * *

„Nun, daß Blandine Demuth — Hochmuth hätte sie heißen sollen — ins Irrenhaus gekommeu ist, wundert keinen,“ sagte man sich nach einigen Jahren allgemein im Dorfe; groß war aber das Erstaunen, daß sie, als sie nach einigen Monaten starb, einen wildfremden Menschen, Fritz Manhardt, zum Erben eingesetzt hatte.

„Das ist auch schon so ein Wahnsinn gewesen, man sollte das Testament umstoßen,“ versicherte der Schulmeister jedem, der es hören wollte. Mit diesem „Man“ meinte er sich selbst. Der alte Schuhmacher Demuth war ein Vetter vierten Grades seiner Großmutter gewesen.

Totensonntag.

I.

Über Nacht hatte ein scharfer Nord-Ost geweht und den Fischern statt Goldbütt, Seetang und Quallen in die Machen getrieben. Steffen Langbehn war eben heim gekommen, hatte das Boot verlassen und betrat bereits den Strand.

„Na, wer hilft mir den Schlamm da heraus zu machen?“ fragte er mit lauter Stimme, die schweren Netze zu Boden werfend, den Blick auf Stiena gerichtet, die unter den Weibern und Mädchen stand, welche gekommen waren, um den zurückkehrenden Männern die Fische abzunehmen und die Netze zum Trocknen aufzuhängen.

Stiena, eine stämmige, rotwangige Dirne von einundzwanzig Jahren, mit blondem struffem Haar, harten trotzigen Augen, verzog keine Miene und that, als ob sie Steffen nicht verstanden hätte.

„Dann laß es bleiben,“ rief dieser mit höhnischem Lachen, zog die triefenden Krempelstiefel höher, entledigte sich des gelben Wachstuchmantels, tappte schwerfällig in das Wasser zurück, erfaßte handfest das Boot und zog es mit Hilfe seines Gefährten ans Land.

Leute gab es genug am Strande, die Steffen Langbehn, dem reichsten Fischer im Dörfchen, bei seiner Arbeit

halfen, besonders drängten sich jetzt, da seine Frau vor einigen Monaten gestorben war, die unverheirateten Dirnen heran. Trank er auch manchmal und hatte seine Seelige auch mehr Schläge als Essen bekommen, so wäre doch jede gern ihre Nachfolgerin geworden.

So fand Steffen, als er zurückkam seine Netze schon in den Händen einiger Mädchen, welche sie von Schmutz und Seegras befreiten; Fische fanden sie freilich nur wenige darin.

„So packe doch mit an, Stiena!“ raunte ihr ihre Pflegemutter, Frau Carstensen, ein altes zahnloses Weib, zu, sie dabei mit dem Ellbogen in die Seite stoßend.

„Ich mag aber nicht!“ war Stienas Antwort.

„Nee, über das Wechselbalg!“ entfuhr es der Alten, welche sich nun selbst anschickte zu helfen, während sich ihr Ziehkind abseits auf eine Schute hockte, welche am Lande lag, um später, mit lebenden Fischen gefüllt, ins Wasser gezogen zu werden.

Es waren noch nicht alle Boote herein, das von Erick Volkmeyer, leicht erkenntlich an den dunklen Segeln, tauchte eben am Horizonte auf.

„Er kommt bald! Warte nur, Stiena!“ höhnten die Weiber, was der Alten eine Flut von Schimpfworten, Steffen Langbehn aber ein halb spöttisches, halb ärgerliches Lachen entlockte.

Inzwischen kam Volkmeyers Boot immer näher, bald ließen es seine Insassen langsam auf den Sand gleiten, sprangen heraus und zogen es auf's Trockne.

Steffen wandte sich halb nach den beiden Männern um: „Guter Fang? He?“

„Zwanzig Stiege!“ erklang es von daher.

„Guck' Eins, die Gauner! Die sind hinter dem Leuchtturm gewesen, da hat sie der verdammte Nord-Ost nicht fassen können,“ knurrte Steffen, neiderfüllt vor sich hin. Er hatte gestern auch daran gedacht, dort seine Netze aus-

zustellen, glaubte aber weiter westlich reichere Beute zu finden, und war dahin gegangen.

Nun huckte Erick Volkmeyer seine Netze an den Strand, und ohne daß er eine Aufforderung dazu ergehen ließ, stand Stiena auf, ihm beim Auspuhlen derselben zu helfen, was die Umstehenden, besonders Frau Carstensen und Steffen Langbehn, wieder zu unliebsamen Bemerkungen veranlaßte.

Erick nahm ohne Dank Stienas Hilfeleistung wie selbstverständlich an, arbeitete und sparte er doch mit für sie, denn sobald er sich ein eigenes Boot erwerben konnte, sollte sie seine Frau werden. Das stand bei ihm und bei ihr so fest, wie das Amen in der Kirche, mochte die Alte, mochte Steffen Langbehn noch so viel dagegen reden. Vorläufig fischte Erick Volkmeyer noch mit dem Fischer Karl Büttner zusammen und gab an diesen einen Prozentsatz seines Gewinnes für die Mitbenutzung der Gerätschaften ab.

Erick war ein kreuzbraver Bursche, immer lustig und guter Dinge, wenn's ihm manchmal auch recht knapp ging, dabei klein, stämmig, kugelrund und aus dem rotwangigen, fleischigen Gesicht schauten zwei winzige, graublaue Augen vergnügt in die Welt.

Steffen Langbehn dagegen war ein großer, muskulöser stattlicher Kerl, mit einem regelmäßigen Gesicht, welches ein dichter schwarzer Vollbart umrahmte. Seine Hautfarbe war sonnengebräunt und glänzte als wäre sie bronziert, sammetschwarze Augen blickten unter feingeschwungenen Brauen hervor; kurz, er glich gar nicht den Fischern dieser nordischen Küste. Kein Wunder, er war drüben in Brasilien von einer Portugiesin geboren, sein Vater war dort lange zur See gefahren, hatte ihn mit herüber gebracht, nachdem seine Frau gestorben war und er sich in der alten Heimat zur Ruhe setzte, um von seinem Gelde zu leben. Dreitausend blanke Thaler sollte er besitzen und Steffen, sein einziger Erbe, hatte noch weit mehr

dazu verdient. Man schätzte ihn auf sechs, ohne das Haus, das Stück Land am Erlenkamp und die Fischereigeräte. — Ja, Steffen Langbehn war ein gemachter Mann, kein Wunder, daß die Mädchen ein Auge auf ihn warfen.

Es war still am Strande, obgleich mehr als zwanzig Menschen dort ihre Arbeit verrichteten. Man sprach dabei nicht viel, das war so die Art der Leute. — Nur das regelmäßige Aufbrausen der kurzen Wellen auf dem flachen Sande war zu vernehmen, dazwischen klang ab und zu der heisere Schrei einer Möwe oder das Brüllen einer Kuh, welche hinter dem Deiche, der das Dörfchen und das umliegende Land vor dem Anprall des Meeres schützte, auf der mageren Koppel graste.

„Gut so,“ sagte Erick endlich. Stiena nickte ein wenig mit dem Kopfe, dann ging, ohne ein Wort des Dankes oder des Abschiedes, Erick dahin, Stiena dorthin, um auf verschiedenen Wegen den Deich zu überschreiten und so das dahinter liegende langgestreckte Dorf zu erreichen. Er wohnte am einen, sie am entgegengesetzten Ende.

„Zwanzig Stiegen,“ damit trat ersterer bei seiner Mutter ein, setzte sich schwerfällig auf einen dreibeinigen Schemel, stützte den einen Arm auf den Tisch und ließ den Kopf in der geöffneten Hand ruhen, während er mit der andern den Blechlöffel in die dampfende Schüssel versenkte und deren Inhalt, saure Kartoffelsuppe mit Bütt, gleichmäßig zum Munde führte.

Erick war nun satt, streckte schweigend der Alten die Beine entgegen, ließ sich von ihr von den mächtigen Wasserstiefeln befreien, warf sich dann auf einen Strohsack, drehte sich zur Wand und eine Sekunde später erfüllte sein Schnarchen die niedrige Hütte. Um diese Zeit war das Dörfchen wie ausgestorben; die vom Meere heimgekehrten Fischer schliefen, die Weiber besorgten ihre Wirtschaft und die Kinder stöhnten in der Schule.

Als es dunkelte war es anders. Da saßen die Alten vor den Häusern, die Kinder tollten durch das Dorf, die

jungen Burschen und Mädchen aber zogen Arm in Arm singend die Straße entlang. Erick Volkmeyer, die Ziehharmonika spielend, schritt ihnen vorauf, sie durch seine lustigen Sprünge und Späße ergötzend.

Stiena lustwandelte nicht mit, doch sie ließ Erick das Vergnügen, wußte sie doch, daß das alles nur so ein „Jux“ war und er ihr doch treu blieb. Diese Gelegenheit benutzte Steffen Langbehn, der sich zu solchen Albernheiten viel zu gut dünkte, und begab sich zu ihr, um ein wenig zu fenstern.

Da kam er schön an. „Bauz,“ Stiena schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Steffen durchbohrte fast mit seinen verlangenden Blicken die trüben, in allen Regenbogenfarben schillernden Scheiben.

„Wenn ich nur erst wirklich Ernst mache, wird sie sich schon geben,“ knurrte Steffen in seinen dunklen Bart hinein und schlich sich wütend von Stienas Fenster fort, um im Dorfkruge seinen Ärger hinunter zu spülen. Wasser benutzte Steffen dazu wahrlich nicht, und spät in der Nacht taumelte er, gegen Stiena und Erick mehr als eine Verwünschung ausstoßend, betrunken nach Hause.

Während dessen fensterte Erick vor Stienas Kammer; doch dabei blieb's nicht, bald kam sie heraus und beide wanderten, die großen, arbeitsschwieligen Hände in einander verschlungen, am mondbeschienenen Strande dahin. Zuweilen blieben sie stehen und küßten sich lange und innig.

„Nun haben wir's bald zusammen, Stiena.“

„Das ist nur gut.“

„Kannst wohl die Zeit nicht erwarten? Was, Stiena?“

„Du Dummer! Aber die ewige Plackerei mit der Alten wegen dem Steffen.“

„Ha, soll mir nur unter die Fäuste kommen!“ Dann schwiegen sie und wanderten weiter.

„Gute Nacht, Stiena.“

„Gute Nacht Erick.“ Damit trennten sie sich, um sich am nächsten Morgen beim Trocknen der Netze wieder wie

heute trotz der Neckereien der andern am Strande zu sehen und am Abend zu lustwandeln.

So verlief ein Tag nach dem andern im zeitbeschleunigenden einerlei; doch immer hatte Erick das Heiratsgut noch nicht vollständig beisammen.

II.

Nun war ein Jahr ins Land gegangen und Steffen Langbehn hatte noch nicht wieder gefreit, obgleich er sich flüchtig manchem Mädchen aus dem Dorfe zugewandt hatte. Sein Verlangen stand nun einmal nach Stiena, deren Gesinnung sich aber nicht im geringsten verändert hatte.

Das reizte Steffen bis aufs Blut, und mehr als einmal war es zwischen ihm und Erick Volkmeyer deshalb zu Streitigkeiten gekommen.

Die Erntebiere waren nun vorüber, der Winter rückte mit Riesenschritten heran und die Fischer warfen jetzt nicht mehr die Netze aus, um Bütt zu fangen, sondern stellten die langen Leinen mit den verschiedenen Angelschnüren daran auf den Dorsch.

„Morgen stürmische Fahrt,“ sagte Erick zu Stiena, an deren Fenster gelehnt, gemütlich seine kurze Thonpfeife dampfend, indem er zum nächtlichen Himmel aufblickte.

„Kann wohl sein. Gute Nacht. Geh' schlafen,“ antwortete Stiena, das Schiebfenster schließend. Doch Erick klopfte noch einmal an die Scheiben.

„Du, Stiena!“

„Was soll's denn?“

„So mach' doch mal auf.“

Stiena schob das Fensterchen wieder in die Höhe.

„Jetzt haben wir's beisammen. Nun kann's losgehen mit dem Freien.“

„Na, heute Abend doch nicht. Das hättest Du mir auch morgen sagen können.“

Der Schieber flog wieder herunter. Stiena zog sich im Dunkeln aus und kroch in den Wandschrank, wo sie ihr Bett aufgeschlagen hatte.

Als Erick sich am nächsten Morgen um drei Uhr erhob und verschlafen den Kopf zu der Klappe herausstreckte, welche in der halbteiligen Hausthür angebracht war, zog er ihn schnell wieder zurück.

„Puh, wie das fegt; Mutter, gieb mir meinen dicken Wollshawl mit. Vergiß auch den Kömen nicht.“

Es war ein abscheuliches Wetter, der Nord-Ost trieb die See bis hoch auf den Strand, noch ein wenig stärker und es wäre unmöglich gewesen, hinaus zu gehen.

Erick zog doppeltes Wollzeug an, darüber den gelben Wachstuchmantel und den Shawl und stülpte den Nordwester auf den Kopf, sodaß er wie eine braungelbe Kugel aussah.

„Wollen wir?“ fragte sein Mitfischer, der inzwischen auch an den Strand gekommen war und dem das Wetter doch zu schlecht erschien.

„Natürlich,“ gab Volkmeyer zurück. Heute war der Anlauf gut, wenn der Sturm aber zunahm, ehe daß sie Schnüre eingezogen, so trieb er dieselben, Gott weiß wohin, der ganze Fang war verloren und gerade das, was heute verdient wurde, hatte Erick für das Bier, den Schnaps und das Tanzgeld zur Hochzeit bestimmt.

Mit vieler Mühe gelang es den beiden endlich das Boot flott zu machen, und als erst die mächtige Brandung hinter ihnen lag, da hatte es nicht mehr viel zu sagen, denn Erick und sein Gefährte waren die tüchtigsten Segler weit und breit.

„Nee, nee, bei Muttern ist's sicherer,“ sagte Fischer Strahlendorf zu Steffen Langbehn, der immer noch unschlüssig, ob er fahren sollte, neben seinem Boote stand.

„Hast recht, Krischan,“ entgegnete Steffen, ging aber noch nicht, sondern starrte in die See hinaus, die beiden Lichtpunkte, welche ab und zu hoch oben auf den Wellen

auftauchten, aufmerksam verfolgend. Lange war ihm dies nicht möglich und so schickte er sich an, den Heimweg anzutreten.

„Wenn doch den Kerl der Düwel holte!“ —

Damit überschritt er den Deich, wo ihn der Sturm beinahe umgeworfen hätte.

Ein fahler, nebliger Tag brach an, die Sonne versteckte sich hinter den Wolken und der Sturm fuhr haarscharf ganz nach Norden umspringend, über das Meer, die Wellen haushoch bis an den Deich treibend. Schwarze Wasserschlünde hatten sich aufgethan, weißer Schaum krönte die Wogen, die sich, zu Milliarden Stäubchen zerschellend, an der Erdumwallung brachen.

Da stand Stiena mit der einen Hand das sie umhüllende Tuch nur mit Mühe haltend, während die andere einen Pfahl umklammerte, damit sie der wüthend entfesselte Sturm nicht in die Fluten wehte.

Bis auf die Haut durchnäßt, fliegenden Haares, klopfenden Herzens, starrte sie hinaus in die See, ob sich nicht auf dem tosenden Element das dunkle Segel des Bootes zeigte, welches ihr den Geliebten wieder ans Land bringen sollte.

Kein lebendes Wesen außer ihr war auf dem Deiche zu sehen, das war ihr lieb, dann konnten sich die andern doch nicht an ihrer namenlosen Angst weiden.

Plötzlich fuhr sie zusammen, eine Männerfaust hatte sich schwer auf ihre Schultern gelegt. Steffen Langbehn stand hinter ihr und schaute ihr höhnisch in das Gesicht.

„Schönes Wetter! Was, Stiena?“ brüllte er gegen den Sturm ihr ins Ohr.

Stiena sah ihm gehässig in die großen verlangend auf ihr ruhenden Augen. Sie wußte wohl, was Steffen Langbehn jetzt dachte.

„Da!“ kreischte sie auf. Ganz am Horizont tauchte das wohlbekannte braune Segel auf. Manchmal stand es kerzengerade auf dem Wellenhaupte, dann lag es zur Seite,

scheinbar das Wasser berührend, um dann für Augenblicke ganz zu verschwinden.

So ging es fort; doch es wurde deutlicher sichtbar und nun — Stiena sank in die Kniee — schoß es in die erste Brandung, die sich wutschäumend an der langen vorgelagerten Sandbank brach.

„Na — das soll mich wundern, wie das geht," ließ sich jetzt Langbehn mit gräßlicher Ruhe vernehmen.

Ein rasender Kampf des Bootes mit dem Meere entstand.

„Himmel!" Stiena schrie, daß es einen Stein hätte erweichen müssen, doch Steffen fühlte nichts von einer Rührung.

„Himmlischer Vater rette ihn! — Rette ihn!" — Stiena raufte sich das Haar, das Fahrzeug tanzte im Kreise.

„Sie sind in den Wirbel geraten," sagte Steffen ohne Zeichen der Erregung, den tückischen Blick auf die verzweifelte Stiena gerichtet.

Die Insassen des Kahnes hatten die Segel längst eingezogen und versuchten mit den Rudern zu kämpfen. — Einen Augenblick schien es, als sollten sie siegen, da plötzlich — o Grausen — schlug eine mächtige Woge — nun eine zweite in das Boot — es kenterte und zeigte den Kiel.

Stiena sank bewußtlos zu Boden. Von Erick Volkmeyer und seinem Genossen ward nie wieder eine Spur gesehen.

III.

Der Winter war vorbei und der kurze Frühling schon dem Sommer gewichen, Stiena ging ruhig ihrer Wege, verrichtete schweigend ihre Arbeit und niemand wußte, ob sie noch an Erick Volkmeyer dachte, oder nicht.

„Der ist unten gut aufgehoben, nun wird sich Stiena

schon nach einem andern Freiersmann umsehen," sagten die Leute und dachten dabei an Steffen Langbehn.

Aber der schien keine Anstalten dazu zu treffen, kaum daß er einmal abends, wenn die alte Carstensen mit dem Strickzeug in der Hand vor der Thür hockte und ihre Pflegetochter neben ihr stand, einen frostigen „Guten Abend" wünschte.

Der Mutter schoß aber jedesmal, wenn das geschah, das Blut zu der Stirn. „Den hast Du Dir verjagt, Stiena, und nun muß ich mein Lebtag lang die Fische mit dem Hundewagen zur Bahn fahren, nur daß wir nicht Hungers sterben."

„Laß mich doch fahren," entgegnete Stiena.

„Nee," antwortete die Alte trotzig, „da derzu bist Du zu jung."

„Ha — ha — mir sollte nur einer kommen," entgegnete Stiena mit höhnischem Lachen und erhob die geballte Faust. Das war es auch nicht, so besorgt war Frau Carstensen nicht um ihr Pflegekind, aber sie dachte, daß sich dann leicht einer der „povern" Holzknechte, welche um diese Zeit zum Walde gingen, in sie vergaffen könnte, und sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, einen reichen Schwiegersohn zu haben. Wer sollte dies aber anders sein als Steffen Langbehn?

Neulich abends hatte sie lange mit ihm getuschelt.

„Laß mich nur machen, Langbehn, — Du wirst's — Du wirst's," hatte sie beim Fortgehen gesagt und freundlich gegrüßt, als er ihr einen harten Thaler schenkte.

„Kinding," sagte sie am andern Tage, in einem so freundlichen, mütterlichen Tone, wie Stiena ihn noch nie bei ihr hörte, „als Deine Eltern tot gingen, lagst Du halb nackt auf der Straße, da habe ich Dich in die Schürze gewickelt und mitgenommen und Dich groß gemacht. Ach, Du armes Wurm, Du! So elend warst Du! Ach und so mager." Frau Carstensen, im lebhaften Gedanken ihres Edelmuts, redete sich mehr und mehr in die Rührung

hinein, bis ihr die Thränen über die runzligen Backen rollten.

„Nun und nu — es könnte mich so gut werden — aber wenn Du nun einmal nicht willst — —“

Stiena wandte den Blick von der Alten ab, die still vor sich hinsehend, ganz in die alten Zeiten versunken schien.

„Hättest Du mich doch verhungern lassen,“ schwebte Stiena auf der Zunge, aber sie sagte es nicht, sondern schlich in ihre Kammer. Hier saß sie lange auf der Kante ihrer Bettlade, die Worte der Pflegemutter hatten eine Seite ihres Gemütes berührt, welche bei unverdorbenen Naturkindern ihrer Art besonders lebhaft ausgebildet zu sein pflegt.

Nun fing Steffen an sein Haus neu anzustreichen, das mit Schilf gedeckte Dach auszubessern und die Stube zu weißen.

„Das hat was zu bedeuten,“ sagten die Leute und sie hatten Recht, denn Steffen wollte nun Stiena mit Gewalt heimführen. Als alles fertig war, zog er sich seinen schwarzen Rock an, setzte seinen abgetragenen, fuchsigen Cylinderhut auf, was er beides zum letztenmale bei der Leiche seiner Frau getragen hatte, und ging beim Schummerlicht zu Mutter Carstensen.

Stiena sah ihn kommen und hätte vor Schrecken in die Erde sinken mögen, aber bald wich dieses Gefühl einer dumpfen Gleichgültigkeit, und so stellte sie sich denn, wie es die Sitte erforderte, wenn einer auf die Freie kam, mitten in die Thür und vertrat ihm den Weg.

„Ich komme als Freiersmann, Stiena,“ begann Steffen Langbehn, den Hut lüftend.

„Das seh' ich. Und wen willst Du denn freien?“ gab sie mit rauher Stimme zurück.

„Um Dich Stiena.“

Stiena sah ihn mit großen Augen so lange an, bis er den Blick davor senkte. — Ihr Leben war doch einmal verpfuscht, ob so oder so, und da war's ja gleich, ob sie

Steffen Langbehn seine Frau war oder die eines andern. Ledig blieb sie doch nicht, das war auf dem Dorfe nicht Sitte, da brauchte doch die Alte nicht mehr jeden Tag nach der Bahn zu karren und sie konnte ihr vergelten, was sie an ihr gethan hatte. Schuldig mochte sie nun einmal niemanden etwas sein. Wenn Steffen Langbehn sie aber schlagen oder hungern lassen würde, dann wußte sie sich schon Rats, sie hatte ja über andere Fäuste zu verfügen, als seine Verstorbene sie gehabt hatte.

„Es wird schon gehen, Stiena," drängte Steffen.

„Na — so komm 'rein — und wenn's nicht geht, dann —" Stienas Augen funkelten so haßerfüllt und ihre Finger krampften sich so gewaltig zusammen, daß Steffen davor erschrak.

Aber seine Leidenschaft für dieses Mädchen hatte sich bis zu einem Grade gesteigert, daß er sie besitzen mußte, mochte es kommen wie es wollte.

Nun warb Steffen bei der Alten, am nächsten Sonntag wurden sie aufgeboten, am darauf folgenden noch einmal, am dritten Sonntag aber erfolgte das dritte Aufgebot und zugleich die Hochzeit. Steffen betrank sich dabei bis zur Besinnungslosigkeit; doch das war Stiena gleichgültig, sie hätte doch nicht mit ihm getanzt, er hätte machen können, was er wollte, und so hatte sie bei dem Tanze entweder dagesessen, als ginge sie die Sache nichts an, oder mit den andern Fischern und Knechten wie rasend gewalzt.

IV.

„Bei Langbehns ist heute mal wieder der Teufel los," meinten die Nachbaren. So war es auch. Steffen war total betrunken nach Hause gekommen, wie er es oft that, und hatte von seiner Frau Geld verlangt, um es wieder in der Schenke zu vertrinken, denn sie führte jetzt die Kasse. Wenn er nüchtern war, sah er wohl ein, daß

das Geld besser bei ihr aufgehoben war, wenn ihn aber der Trinkteufel packte, war's mit der Vernunft vorbei.

„Das ist sein südliches Blut, was in ihm kollert," versuchte ihn die alte Carstensen trotzdem zu entschuldigen.

Der Name Erick Volkmeyer war bis jetzt zwischen beiden Gatten noch nicht genannt worden. Warum auch? — Er war ja tot und es gab Unfrieden im Hause genug, weshalb da noch mehr hervorrufen, und das würde geschehen sein, wenn Stiena seiner erwähnt hätte.

Steffen freute sich darüber, aber manchmal wurmte es ihn auch und er machte sich Gedanken. „Er steckt ihr noch immer im Kopfe," dachte er dann und hatte nicht übel Lust von ihm anzufangen, wie um auf den Busch zu klopfen. Aber er unterlies es immer, denn ihm war's, als zupfte ihn einer hinten am Rockzipfel, wenn sich der verhaßte Name auf seine Lippen drängte.

Inzwischen war's Herbst geworden. Der Novembersturm fegte schon wieder über das Meer und türmte Wellenberge, welche den Fischfang gefährlich machten. Bei solchem Wetter fuhr Steffen Langbehn nicht mehr hinaus. Warum sollte er sein Leben noch auf das Spiel setzen, er hatte ja sein Schäfchen ins Trockne gebracht.

Heute war Sonnabend und als es dunkelte, begannen die Glocken auf dem winzigen Kirchturm zu läuten. Der klagende Ton mischte sich mit dem Sausen des Windes, sodaß man ihn in Steffens Hütte, wo noch dazu das Feuer in dem mächtigen Kachelofen prasselte, kaum hörte.

Aber Stienas Ohr vernahm ihn doch, sie ließ die großen aufgesprungenen Hände in den Schoß fallen, senkte das fleischige Kinn tief auf die Brust und saß, rings um sich alles vergessend, regungslos da.

Endlich erhob sie sich langsam, öffnete die bunt bemalte Lade, entnahm derselben einen schwarzen Rock, sowie ein gleichfarbiges Tuch und stäubte beides aus.

„Was soll das schwarze Zeug?" fragte Steffen, der

auf der Ofenbank saß, die Füße weit von sich streckte und seine thönerne Pfeife rauchte.

„Morgen ist Totensonntag," gab Stiena ruhig zurück.

„Nun und da?" fragte Steffen, von der Bank aufschnellend weiter.

Stiena sagte nichts, sondern legte Tuch und Rock in die Lade zurück.

„Kannst Du nicht antworten? He? Um wen willst Du die schwarzen Lappen anlegen? He?"

„Um wen?" Das klang so schmerzlich, daß Steffen die Zornader auf der Stirn noch mehr anschwoll. „Auf den brauchst Du nicht mehr giftig zu sein, um dessenhalben ich das thue," fuhr Stiena mit weicher Stimme fort.

„Weib!"

„Der — der — kommt nicht wieder —" Plötzlich brach Stiena in lautes Schluchzen aus, und das Glockengewimmer war jetzt deutlich zu vernehmen. Stiena Thränen in den Augen? Das war Steffen so neu, daß er vor Erstaunen verstummte, denn selbst damals, als Erick Volkmeyer ertrank, hatte er die bei ihr nicht bemerkt, sondern nur laute Rufe der Verzweiflung vernommen.

Wie ein geprügelter Hund schlich er zu der Ofenbank zurück, nahm seine vorige behagliche Stellung ein, brachte seine Pfeife wieder in Brand, nahm ab und zu einen Schluck aus der Flasche und knurrte mehr für sich als an Stiena gewandt, vor sich hin:

„Hm — Totensonntag. — Wenn sie morgen am Strande den verfluchten Namen nennt — — sie hat um niemanden zu trauern — — um niemanden!" Er hatte die Stimme erhoben. „Wenn sie ihn nennt — ich steche sie tot — ich steche sie tot!"

Stiena schauderte zusammen und war froh, daß Steffen in den Krug ging, sie war dann doch allein und konnte sich ihren Gedanken überlassen.

Am morgigen Gedächtnistage gruben die Fischer am Strande ein Grab für diejenigen ihrer einstigen Genossen,

welche im Laufe des letztverflossenen Jahres auf dem Grunde des Meeres ihren Tod gefunden hatten und dort statt in geweihter Erde ruhten. Die Fischer bekränzten die Stätte, der Geistliche sprach ein Gebet und diejenigen, welche die Heimgegangenen liebten, warfen ein paar Hände voll Sand in die Gruft, wobei sie laut den Namen des Betreffenden nannten. Unterließen sie's, so meinten die schlichten Leute, daß die Seele des Verunglückten keine Ruhe finden könne.

Und Stiena sollte Erick Volkmeyers Namen nicht nennen? Sie sollte ihm keine Hand frischen Seesandes und somit die Seelenruhe schenken? Wer sollte es denn thun? Er hatte ja sonst keinen, der ihn wirklich liebte, um so mehr, da seine alte Mutter aus Gram über seinen Tod inzwischen gestorben war.

Steffen Langbehn kehrte erst spät in der Nacht schwerer Zunge und heißen Kopfes aus der Schenke zurück, schlief am nächsten Morgen seiner Gewohnheit nach bis in den hellen Tag hinein und gewahrte, als er endlich aufstand, zu seinen Erstaunen, daß Stiena schon ausgegangen war.

Die Lade war geöffnet, der schwarze Rock und das Tuch lagen nicht darin, wohl aber waren ihre bunten Kleider auf dem Schemel ausgebreitet, dazu läuteten die Kirchenglocken wie gestern Abend. Steffen hörte es jetzt ganz deutlich, denn es war Windstille eingetreten.

„Das verfluchte Totenfest! — Das verdammte Weib! — Wenn sie dort ist — wenn sie seinen Namen nennt — —“ Steffen stieß die Worte einzeln heraus, denn der Fusel von gestern Abend war noch nicht verdunstet, ihm war's noch so wüst im Kopfe.

Im Zimmer umher tappend, fand er endlich seine Sachen zusammen, kleidete sich an, ging schwerfälligen Schrittes zum Strande und blieb, auf dem Deiche angelangt, stehen.

Das Meer lag regungslos, sonnenfunkelnd in seinem weiten Bette, die Fischer mit Weib und Kind standen festlich gekleidet am Strande um die offene Gruft und trugen Tannenkränze in der Hand, während der Geistliche eben auf einer Erhöhung trat und mit weithin klingender Stimme die Stätte segnete.

Steffen spähte scharfen Auges dorthin und erkannte — in der jungen Person, welche Trauerkleider trug, Stiena, sein Weib.

Einen Fluch auf den Lippen eilte er die steinerne Treppe hinunter, watete durch den fußhohen Sand und erschien in demselben Augenblicke neben Stiena, als der Geistliche den Segen sprach.

Niemand hatte Steffens Kommen bemerkt, erst ein Stoß mit dem Ellenbogen belehrte Stiena von seiner Gegenwart.

„Du kommst mit," flüsterte er ihr zornbebender Stimme zu. — Sie gab keine Antwort.

Ein altes Weib trat jetzt an das Grab, warf drei Hände voll Sand hinein und nannte den Namen ihres Mannes, der im letzten Jahre an der norwegischen Küste umgekommen war.

„Emmerich Frestedt, Friede seiner armen Seele," sagte sie klagender Stimme.

„Emmerich Frestedt, Friede seiner armen Seele," erklang's in der Runde.

„Stiena — es giebt ein Unglück," sagte Steffen leise; doch Stiena regte sich nicht und nannte mit den Übrigen die Namen von zwei andern Seeleuten, welche auch den Tot in den Wellen fanden.

Dann war's einen Augenblick still.

„Hat niemand mehr einen Namen auf dem Herzen?" fragte der Geistliche jetzt.

Aller Köpfe wandten sich nach Stiena um. Würde sie's wagen, jetzt, da sie Langbehns angetrautes Weib war, noch Erick Volkmeyers Namen zu nennen? stand in ihren

Blicken geschrieben und Steffen dachte dasselbe; dies sahen die Leute seinem zornroten Gesichte an.

Stiena starrte in die Gruft, ihre Augen hatten einen gläsernen Ausdruck angenommen. Da beugte sich Steffen wieder zu ihr, packte sie am Arm und raunte ihr ein paar Worte ins Ohr. Sie mußten furchtbaren Inhalts gewesen sein, denn Stiena wurde totenbleich; doch plötzlich riß sie sich von ihrem Eheherrn los und sprang dicht an die Gruft.

„Erick Volk — — o-o-o-oh —“ Steffen Langbehns Stoßmesser traf sie ins Herz, noch ein greller Schrei, ihrer Brust entsprang ein Blutstrom, sie brach zusammen und stürzte leblos in das Grab.

„Erick hat sie nachgeholt,“ war der erste Gedanke, welcher die Leute trotz ihres jähen Schreckens durchzuckte, — dann erst warfen sie sich auf den Gattenmörder.

Die Königinnen der Lüfte.

I.

Die einzige Lampe im Wirtszimmer war noch nicht angesteckt, obgleich dort das blasse in sich zusammengesunkene Mädchen selbst am Fenster kaum noch zu ihrer Handarbeit sehen konnte; sie schien es eilig zu haben, denn sie beugte sich immer tiefer darauf nieder und stichelte emsig weiter.

Die Stube war geräumig aber niedrig — ein großer Mann konnte bequem mit der Hand an die Decke reichen — und die Luft, welche hier herrschte, schwer und rauchig. — Daher mochte es kommen, daß das junge Weibsbild zuweilen einen Hustenanfall nicht unterdrücken konnte. — Eben kämpfte sie wieder vergeblich dagegen an.

„Na — immer noch nicht besser? — Hm — das sind schlechte Aussichten für mich!" — hörte man jetzt eine rauhe, unsympathische Männerstimme aus dem dunkeln, äußersten Winkel, dann streckte und reckte sich dort jemand und stieß Töne aus, wie einer, der eben aus bleischwerem Schlafe erwacht.

Caspar Breitfeld, der Besitzer dieser am Hafen der Seestadt gelegenen Kneipe, in welcher er nicht nur Wirt, sondern auch sein bester Gast zu sein pflegte, war im Dämmerstündchen eingeschlummert und eben erwacht.

— Jetzt hörte man, wie er ein Glas an sich zog und daraus trank.

„Brrrr — abgestanden! — Du! — Heda Signorina Melitta — nun — versteht mich die verwunschene Prinzessin nicht?“ Dabei klopfte er, als Zeichen, daß sie ihm wieder einschenken sollte, mit dem Metall-Deckel auf das Glas.

Die mit Signorina Melitta und als verwunschene Prinzessin Angeredete, ließ die Hände in den Schoß sinken, rührte sich nicht von der Stelle und saß da, als ob kein Leben mehr in ihr wäre. Dabei färbten sich ihre blassen Wangen purpurrot, der schmerzliche Zug um ihre Lippen vertiefte sich und in ihre arbeitsmüden, geröteten Augen trat ein eigentümliches, flackerndes Feuer.

— Doch das bemerkte Caspar in seiner Ecke nicht, denn Melitta hatte das Gesicht abgewandt, so daß er nur ihren Hinterkopf wie eine dunkle Masse sah.

Den breiten Rücken gegen die Wand gestemmt, lag er ausgestreckt auf zwei Stühlen, faltete die Hände über den starken Leib und beobachtete scharfen Auges die regungslose Gestalt am Fenster.

Plötzlich fiel ein greller Lichtschein von der Straße herein. Die Laterne in der Nähe des Wirtshauses war angezündet worden und beleuchtete scharf die Seitenansicht des Mädchens. — Das war ein feiner Gesichtsschnitt, der dem Beschauer, wie mit flüssigem Golde gerändert entgegen leuchtete.

„Nun wird's bald — ha — ha — ha — ist die Jungfer Signorina wieder einmal zu stolz — um durch ein bißchen Arbeit das abzuverdienen, was sie bei mir gut hat? — — Umsonst kann ich sie doch nicht füttern, ja wäre ich — — ein reicher Mann — — — wie —“

Die Gestalt bekam Leben, Caspar sah wenigstens wie sie zusammenzuckte.

„Aha — das wirkte,“ dachte er und versuchend seiner versoffenen Stimme einen möglichst sanften Tonfall zu

geben, was sie geradezu widerlich klingen ließ, sagte er laut:

„Siehst Du Melitta — Du könntest es ja besser haben, so gut Du nur wolltest, könntest Dich bedienen lassen wie die beste Bürgerfrau — Kleider und Schmuck tragen, wie die reichste — aber wer nicht hören will, der muß fühlen." —

„Schweigen Sie — ich mag Sie nun einmal nicht!" — brauste Melitta auf, sprang vom Stuhle, nahm Caspars Glas, der vergeblich ihre Hand zu erwischen versuchte, füllte es und setzte es vor ihn hin.

„Du willst nicht — ha—ha — Junge — Junge — Du frißt noch Brotkrumen aus meiner Hand — ha — mit Deinem reichen Baron oder was er sonst ist — ist es aus — und wenn der Dich jetzt nach dem Sturze sieht — oho — oho — sei nicht so dumm Mädchen, zu glauben, daß er jetzt wieder mit Dir anbindet. Na — na — mein Kind — solche Leute, die kennen wir schon — die lieben das junge, das frische, aber nicht ein blasses Gesicht und eine abgemagerte Hopfenstange wie Du bist."

Aus Melittas Brust entrang sich ein schwerer Seufzer. Darin hatte der Wirt Recht, blaß und abgemagert war sie in ihrer schweren Krankheit geworden — jetzt wo sie unter der Hängelampe stand, die sie eben angezündet hatte, sah man es recht deutlich.

Blaß — abgemagert — und doch war es wie ein Zauber über sie ausgegossen. — Diese tiefbraunen, sinnigen Augen, — zwei ungelöste Rätsel — mußten jeden entzücken, selbst wenn sie schwarz umrändert — wie jetzt — aus einem bleichen Gesicht kummervoll in die Welt blickten. — Und wenn erst das Blut in diese mattbläulichen Lippen, in diese wachsblassen Wangen zurückgekehrt war, wenn das goldblonde, seidenweiche Haar, was jetzt spärlich die bläulich geaderten Schläfen umspielte, wieder in üppiger Fülle den kleinen zierlichen Kopf umlockte — dann mußte dieses Mädchen berückend sein und es glaubwürdig er=

scheinen, was Caspar gesagt hatte, daß sich ein reicher Baron um ihre Gunst beworben hatte.

— Aber es war doch wohl nicht so. Wenigstens zischte das Mädchen Worte wie: „Abscheuliche Lüge, Verleumdung," hinter ihren weißen Zähnen hervor.

„Die ganze Stadt sprach doch davon — ha — ha —?"

„Die ganze Stadt!?" entgegnete Melitta achselzuckend, das klang ebenso verächtlich, wie schmerzlich und der Ausdruck ihres Gesichtes strafte ihre Stimme nicht Lügen.

„Nun war es etwa nicht so?"

„Was spricht die ganze Stadt nicht über ein Mädchen, welches sich jeden Abend im Cirkus von ihr begaffen lassen muß, um sein Brot zu verdienen? — Ein saures Brot, das mag Gott im Himmel wissen."

„Du brauchst es nicht wieder zu essen — nur das eine kleine Wörtchen ja und — —"

Melitta hörte nicht auf das was Breitfeld sprach, sondern entgegnete trotzig: „Der junge Mann war kein reicher Baron, sondern ein einfacher Kaufmann — — und ich — —"

„Ein Kaufmann? Wirklich? Kein Baron?" Breitfelds Gesicht erheiterte sich, dann hatte er vielleicht doch noch Aussichten, er hatte Melitta für stolzer gehalten.

Sie war verstummt, was sollte sie diesem Manne mit dem konfiszierten Galgengesicht, diesem aufgeschwemmten Trunkenbold verraten, daß sie Fritz Bekmann auf seinen Heiratsantrag vorläufig eine abschlägige Antwort gegeben hatte, weil sie ihn viel zu sehr liebte, um die Veranlassung zu sein, daß er mit seiner Familie zerfiel.

— Sie — die sogenannte „Signorina Melitta," die „Königin der Lüfte," als welche sie der Cirkus-Direktor mit fetten Buchstaben auf dem Zettel ankündigte, sollte in eine schlichte, wohlhabende Bürgerfamilie treten, um mit ihr als die Frau des Sohnes einen Hausstand zu bilden.

Nicht, daß ihr diese Leute nicht gut genug gewesen wären, war ihr Vater doch sogar nur ein einfacher Hand-

werker gewesen, aber dieser Bund hätte ja bei den herrschenden Vorurteilen den Keim des Unfriedens unfehlbar in sich getragen.

Was kam darauf an, wenn sich ihr Herz langsam im steten Sehnen nach ihrem Fritz verblutete?

Der böse Mann dort, der noch immer in fauler Stellung in der Ecke seiner Wirtsstube lag, konnte nicht unterlassen das Mädchen weiter zu quälen. —

„Recht so, Fräulein Signorina, recht so — Du bist wirklich eine Ausnahme — ein vernünftiges Frauenzimmer nämlich — weil Du auf den Windbeutel nicht wartest, denn schlecht genug hat er sich gegen Dich benommen." Melitta biß die Zähne auf einander und der Wirt fuhr fort: „Hat er sich wohl ein einziges Mal nach Dir erkundigt, seitdem Du den unglücklichen Fall thatest? — Freilich solche Burschen sind bange, daß es ihnen an den Geldbeutel geht und dann sind sie — haidi — hast Du nicht gesehen, über alle Berge — — und mir überließ er es, die Mamsell so lange durchzufüttern — —"

Melitta wandte sich schnell ab, um ihr Erröten zu verbergen, setzte sich in die Nähe der Lampe und nahm ihre Arbeit wieder auf.

„Ich werde, so bald ich erst wieder arbeiten kann, Ihnen Ihre Auslagen auf Heller und Pfennig ersetzen."

„Kenne das —! — Arbeiten! — Hm — hm — vorläufig scheint mir die Königin der Lüfte ausregiert zu haben!" —

Sie antwortete nicht und dachte an Fritz, dessen Briefe sie, weil sie nun einmal seine Ruhe nicht stören wollte, nicht angenommen hatte. — Die Beschuldigungen Caspars waren niedrige Verleumdungen gewesen, weiter nichts. — Fritz hatte, ehe er seine Geschäftsreise antrat — bei ihm, dem Speisewirt der Luftmimem, angefragt, ob Melitta so viel erwerbe, daß er sie nicht zu unterstützen brauchte. Als Caspar dies bejahte, war er getrost abgereist, aber der Wirt hatte geglaubt, der junge Handlungs-

reisende wäre nur der Strohmann für den vielbesprochenen Baron gewesen, der nicht offenkundig hervortreten wollte.

Und nun kam alles so traurig, sie stürzte, wurde krank, verdiente nichts — und — verbarg sich nun vor dem Geliebten. Sie wollte auf der einen Seite keine mitleidigen Gaben von ihm annehmen, auf der anderen befürchtete sie doch seinen Bitten nachzugeben und ihm zu folgen. Krank, arm, mit dem Makel behaftet, eine Kunstreiterin zu sein — es wäre der Familie zu viel zugemutet gewesen — eine solche Person als Braut ihres Sohnes aufzunehmen. O wie schmerzlich sie das empfand! Melitta arbeitete schweigend weiter, aber die Thränen traten ihr in die Augen, wenn sie des braven Jungen gedachte, ein namenloses Sehnen nach ihm stieg in ihr auf, jetzt fühlte sie erst, wie sie ihn aus ganzer Seele liebte.

— Die Wirtsstube blieb heute Abend lange leer — Caspar darüber mißmutig, trank ein Glas nach dem anderen und je mehr er trank, desto zudringlicher versicherte er Melitta seiner Liebe.

Vom nahen Turme schlug die Glocke schon halb zehn und somit nahte sich die Stunde, wo sich gewöhnlich die Stammgäste einzustellen pflegten. — Richtig, sie kommen schon.

„'N Abend!" — Ein kleiner, vierschrötiger Mann, wie aus Eisen zusammengeschlagen, mit einem Gesicht so ernst wie der steinerne Gast, trat ein, hing seinen Cylinderhut an einen Nagel, setzte sich, wie um jeden unnötigen Schritt zu vermeiden, auf den der Thür zunächst stehenden Stuhl und stützte den kurz geschorenen Kopf schwer in die Hand.

„Beefsteak — Bier — ein Portwein —" mehr sagte er nicht, kaute die Cigarre aus einer Mundecke in die andere, stieß lange Rauchwolken von sich und ließ seine dunkeln melancholischen Augen an der räuchigen Decke spazieren gehen, als ob er da etwas suchte.

— Es war der erste Clown aus dem Cirkus, über

dessen Drollerie das Publikum eben Beifallsstürme gelacht hatte. — Einer nach dem anderen von seinen Kollegen stellte sich nach und nach ein, auch Frauen, Mädchen, ja Kinder kamen. — Alle verzehrten schweigend und heißhungrig ihr Abendessen, man sah ihnen die körperliche und geistige Abspannung an.

Melitta bediente sie, aber sie reichte ihnen das Verlangte wie im Traume, und diese empfingen es ebenso, kaum daß ein kurzes: „Guten Abend" — „Wie geht's?" — „Noch nicht wieder gesund?" — zwischen ihnen gewechselt wurde. — Und dennoch thaten diese anscheinend gleichgültigen Fragen dem kranken Mädchen wohl, denn jede derselben war von einem teilnehmenden Blick des Mitleids begleitet. — Worte trügen oft — Augen seltener.

Plötzlich kam Bewegung in die müde Gesellschaft. — Die Blicke wandten sich nach der Thür, wo eben eine hohe, fast männliche, durch den riesigen Federhut noch größer erscheinende, von einem weiten Radmantel umwallte Frauengestalt erschien. —

Die dunklen, großen Augen dieses auffallenden Frauenzimmers überflogen die Gesellschaft, welche sich bei ihrem Eintritt um Platz zu machen, zum Teil erhoben hatte.

„Sitzen bleiben!" rief sie mit wahrer Kommandostimme. „Heda — ist das dicke blaugenaste Untier dort, der respektable Besitzer von dieser Spelunke?" — Dabei deutete sie mit der Hand auf Caspar, der sie, ohne sich zu rühren, verglasten Auges ansah.

„Ja, ja — ihn — ihn meine ich! — Champagner her — pro Mann einen Vogel! Habt vielleicht keinen? Wie — ha—ha — wär's möglich! — Laßt ihn her holen wo ihr wollt! In 10 Minuten steht er auf dem Tisch — oder — was meint Ihr Kinder, ich nehme ihn morgen mit auf das oberste Trapez, da mag er baumeln!" —

Sie ließ ihre mächtigen Augen wieder über die Gesellschaft funkeln und zeigte beim Lachen eine Reihe perlweißer Zähne. Caspar verwahrte sich lallender Zunge

gegen den Verdacht, keinen Champagner im Hause zu haben und brüllte den betreffenden Befehl durch das Sprachrohr in die Küche.

„Bravo — bravissimo!" — klang es unter den Comilitonen der „Signorina Emila Pallini", der Nachfolgerin Melittas, die heute Abend mit ungeheurem Erfolg ihre Antrittsvorstellung als Königin der Lüfte gegeben hatte. — Wie eine wirkliche Königin, verneigte sie sich jetzt huldvollst nach allen Seiten, hieß die Übrigen wieder Platz behalten, warf ihrem Begleiter, dem Agenten, der ihr Engagement beim hiesigen Cirkus veranlaßt hatte, wie einem Bedienten den Mantel zu und setzte sich.

Emila war wie eine Juno gewachsen und es schien unbegreiflich, daß diese schlanken Glieder, Kraftanstrengungen ausführen konnten, wie die, durch welche sie heute Abend die Zuschauer in Erstaunen gesetzt hatte.

„Heda — mein blasser Schatz — Gläser her. — Dalli — dalli schwärmerisches Schatzkind. Freie Zeche heute Abend! Jeder wonach ihm der Schnabel steht! Du auch kleiner Mann — hast gut gearbeitet — — das ging ja wie der Teufel auf den sechs Ponys!" — wandte sich die Pallini, noch ganz von ihren glänzenden Erfolgen durchdrungen, erst an Melitta, dann an ihre Komilitonen und endlich an das Söhnchen einer Kunstreiterin, der die „Post" heute allerliebst geritten hatte.

Der kleine Bursche ergriff die Gelegenheit beim Schopf und bestellte sich bei Melitta, die eben abgewandten Gesichtes einige Gläser auf den Tisch stellte, etwas süßes. —

„Daß Dich doch der Deibel, da soll ich meinen eigenen, gesunden Augen nicht trauen —" rief plötzlich der Agent in höchster Fistelstimme — „Melitta Du — die deposedirte Königin der Lüfte — hier als Feuchtigkeit spendende Hebe!" —

Alle Augen wandten sich dem Mädchen zu und auch Signorina Pallini streifte sie teilnehmenden Blickes: — das war also ihre vielgerühmte Vorgängerin. — Das

Herz that ihr bei ihrem Anblick weh — ein einziger Sturz und es war aus mit der Herrlichkeit gewesen! — Konnte es ihr morgen nicht ebenso ergehen? — Aber nicht allein der Eigennutz flößte ihr diese Gedanken ein, nein, vielmehr noch die warme, teilnehmende und — allezeit bereite, helfende Menschenliebe, welche in der Brust dieses leichtlebigen und gewöhnlich auch leichtsinnigen Volkes, meist ihren Wohnsitz fester aufgeschlagen hat, als bei anderen Sterblichen. Haben sie selbst etwas, so verderben die anderen sicherlich nicht!

Emila stand auf und streckte der ehemaligen Kollegin die Hand voller Teilnahme entgegen.

„Komm Melitta, hier an meine Seite, der Faulpelz dort mag uns bedienen. Heda! Wird's nun bald, oder ich mache ihm Beine!" Der erhobene Arm Emilas schien ganz dazu geschaffen dieses Wort wahr zu machen und so bequemte sich denn Caspar endlich sich zu erheben, um nach dem Champagner zu sehen.

„Ich danke Dir," flüsterte Melitta, dabei hingen zwei dicke Thränen an ihren Wimpern, und die letzten Gläser auf den Tisch setzend, eilte sie plötzlich weinend aus dem Zimmer auf die Straße hinaus.

„Halt — halt — na das fehlte noch, so haben wir nicht gewettet, durchbrennen is nich — dazu sitzt sie zu tief in der Kreide," rief Caspar jetzt, ergriff seine Mütze und stürzte ihr nach.

Signorina Emila Pallini, war gespannt diesen Vorgängen gefolgt, während die anderen, ermüdet von der anstrengenden Arbeit wieder in ihre alte Abspannung versunken waren.

„Platz!" rief sie plötzlich, faßte nach Hut und Mantel und verließ gleichfalls die Gaststube, die arme verunglückte Kollegin hatte ihre ganze Teilnahme erweckt. — Ihr nachgehen um sie vor den Roheiten dieses Mannes zu schützen war ihr einziger Gedanke. — Aber wo war sie zu finden? Von allen Seiten her mündeten Straßen ein, eine — die

dort gerade aus — führte zum Hafen. — „Sollte die Ärmste —? — Nun es ist nicht ausgeschlossen, sie schien in Verzweiflung zu sein — und was thut ein Mensch dann nicht?" dachte Emila und stürmte in der angegebenen Richtung vorwärts.

Der Hafen lag schweigend da, wie ausgestorben. — Nur zuweilen tönte vom Wasser her ein plätschernder Laut, das Knarren eines Mastbaumes oder ein dumpfer Ton, hervorgebracht durch das Aneinanderschlagen der vielen unheimlich im dunkeln Wasser daliegenden noch dunkleren Schiffskörper, war zu vernehmen.

Emila dieses Anblickes ungewohnt, überlief ein Frösteln, um so mehr, da sie sich lebhaft vorstellte, wie Melitta sich in die grausige Tiefe hinabstürzen würde, um dort den Tod zu suchen. — Da gewahrte sie, nahe der flackernden Gaslaterne an das Geländer gelehnt die unsicheren Umrisse einer Frauengestalt.

Lautlos, im weiten Bogen schlich sie näher und stand der Unglücklichen endlich gegenüber.

„Melitta!" sagte sie so sanft, wie man es ihr nimmer zugetraut hätte.

Das Mädchen fuhr zusammen und starrte sie totenbleichen Gesichtes an.

„Ertränke Dich nicht!"

„Ich muß es." gab Melitta zurück, nicht im mindesten erstaunt, daß Emila ihre Gedanken erraten hatte.

„Müssen! Wer muß? Komm jetzt mit zu mir, da kannst Du Dein Herz erleichtern und dann wollen wir sehen was weiter zu machen ist."

„Zu dem da gehe ich nicht wieder zurück — aber —" sie weinte heftig — „aber er wird mich durch die Polizei dazu zwingen, ich schulde ihm noch wer weiß wie viel."

„Laß das jetzt und komm!" rief Emila, faßte sie ohne Umstände bei der Hand, zog sie mit sich fort und bald gingen sie schweigend am Hafen entlang. Zuweilen warf Melitta einen scheuen Blick über das Geländer. In jenes

schwarze, kalte Wasser hatte sie sich stürzen wollen. — Es lief ihr eisig über und wenn, wie eben jetzt, ein Mastbaum knarrte und der Wind das Tauwerk schüttelte, bebte sie zusammen.

Da nahten eilige Schritte.

„Halt —! Nun, ist das Sturzbad schon vorüber?“ keuchte Caspar, wollte Melitta beim Arm nehmen und nach Hause führen.

„Laß los — oder!“ donnerte Emila und streckte ihm ihre Rechte so bezeichnend entgegen, daß er sofort seine Hand sinken ließ, wohl wissend, daß mit ihr, der an Kraft keiner gleich kam, schlecht Kirschenessen war.

„Aber sie schuldet mir noch einen ganzen Berg!“ rief Caspar dagegen.

„Nicht einen Heller! Ich zahle es morgen zugleich mit dem Champagner,“ entgegnete sie, wobei sie den dankbaren Druck von Melitta, die sich krampfhaft an ihren Arm gehangen hatte, fühlte.

Caspar schlürfte schweren Schrittes nach Hause und brachte den Übrigen den bestellten Sekt, während sich Melitta dankbaren Herzens mit ihrer Lebensretterin in deren Wohnung begab.

II.

Ein halbes Jahr war vorüber. Melitta blühte wieder wie eine Rose und aus ihren Augen strahlte ewige Dankbarkeit für ihre Freundin Emila, die so menschenfreundlich als möglich gegen sie handelte, indem sie sie nicht nur bis jetzt ganz und gar unterhalten, sondern auch ihre Gesundheit durch alle nur erdenklichen Mittel gestärkt und ihre Schulden bei Caspar bezahlt hatte.

Es gab nichts was sie ihr nicht vertraut hätte und so auch heute, wo sie strahlend vor Freude nach Hause gekommen, und ihr um den Hals gefallen war.

„Ich habe ihn aus der Ferne gesehen, er ahnte es nicht.“

„Wen denn, Melitta?“

„Nun — Fritz — die Zeit, die er in der weiten Welt zubringen wollte, ist jetzt um — und — — wenn er erfährt, daß ich hier bin —“

„Dann wird er kommen und — dann wird die Freundin in die Rumpelkammer zu dem alten Eisen geworfen!“ fiel Emila ein.

„Nie — nie!“ entgegnete Melitta, „meine Dankbarkeit wird ewig sein! Aber ich kann nun wieder arbeiten — Geld verdienen und dann — dann —“ Sie konnte vor Erregung nicht weiter sprechen, sondern herzte und küßte Emila.

Seit einiger Zeit konnte Melitta wirklich wieder ihre Übungen aufnehmen, begleitete Emila täglich in den Zirkus und gewahrte mit Freuden, daß sie bald imstande sein würde aufzutreten, um sich ihren Lebensunterhalt allein zu verdienen. Die innigste Freundschaft verband beide Mädchen und ihr höchstes Streben ging dahin, zu zweien Vorstellungen auf dem Trapez zu geben.

— Endlich sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

— Ein glücklicher Tag für die beiden Künstlerinnen, an dem der rote Zettel das gemeinsame Auftreten der „Königinnen der Lüfte, Signorina Emila und Melitta“ ankündigte. — Der Zudrang zum Zirkus war ein Ungeheurer und nur mit Mühe und einem verhältnismäßig hohem Aufgeld war es Fritz gelungen, noch ein Billet zum zweiten Rang zu erhalten. Fritz war ein hübscher, flotter Bursche, der vor einigen Tagen — die Liebe zu Melitta treu im Herzen — aus der Fremde zurückgekehrt war, um sich nun einen eigenen Herd und ein Geschäft zu gründen.

Heute hatte er erst erfahren, daß Melitta wieder im Zirkus thätig war und nichts in der Welt hätte ihn abgehalten dorthin zu gehen. —

Die schönsten Pferde wurden vorgeführt, die reizendsten Damen tanzten und ritten, tollere Sprünge hatten die Klowns lange nicht gemacht, aber Fritz klatschte nicht ein einziges Mal, seine Mienen verzogen sich nicht zu einem Lächeln, gespannt — so gespannt, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat — harrte er auf die Nummer: „Die Königinnen der Lüfte."

— Endlich — endlich — verkündeten rauschende Fanfaren das Nahen der beiden gefeierten Mädchen.

„Setzen — setzen!" — erscholl es hinter Fritz; doch dieser hörte nicht darauf und bog sich immer weiter vor, um Melitta endlich nach so langer Trennung wieder so genau wie möglich zu sehen.

Nun schwang sie sich am Seile empor, nun erblickte er sie und folgte beinahe andächtig jeder Bewegung bei den halsbrecherischen Vorstellungen, welche diese beiden kühnen Mädchen so hoch in den Lüften gaben. —

Jetzt hingen beide je an einem Trapez, schwangen sich hin und her, ließen die Hände los und wechselten. Fritz sah nur zwei silberflimmernde, fliegende Gestalten und war nicht mehr imstande zu unterscheiden, welche Melitta und welche Emila war. — Plötzlich ließen sich beide in das ausgespannte Netz fallen. — Die Wirkung war großartig, erst ein Schrei des Entsetzens im Publikum — dann donnernde Bravi — und die Vorstellung war zu Ende.

Fritz mußte Melitta sprechen. Aber wo? Er wandte seine Schritte zuerst zu der Künstlerkneipe von Caspar, fand sie aber nicht und mußte mit einem höhnischen Bescheid des Wirtes abziehen.

Fritz glaubte nicht recht gehört zu haben. Hatte der Wirt nicht etwas ähnliches gesagt, als wäre sie ihm untreu geworden, als wäre ein anderer da, der sie heiraten wollte? — Seine Nacht war schlaflos, aber am nächsten Tage stand er mit der Sonne auf und es gelang ihm Melittas Wohnung auszukundschaften.

Aber es war ja noch so früh, er konnte sie doch nicht im Schlafe stören.

Endlich mochte es spät genug sein, um zu ihr zu gehen. Wie kam er nur die Treppe hinauf? Waren ihm Flügel gewachsen? — Jetzt klopfte er, das „Herein" erklang — aber er zögerte noch einzutreten, er konnte sich's gar nicht vorstellen, daß ihn nur noch ein dünnes Brett von der trennte, welche ihm viele Hunderte von Meilen, die nur seine Sehnsucht überbrückte, fern gewesen war.

Endlich entschloß er sich, aber er stand nicht der Geliebten, sondern Emila gegenüber. — Mit Staunen betrachtete sie ihn, und als er fühlte, mit welchem Interesse diese großen, dunklen Frauenaugen auf ihm ruhten, ging es ihm heiß über. — Welche Augen! Solche züngelnden Blicke hatte er noch nie verspürt.

„Wohnt hier Signorina Melitta, ich möchte sie sprechen?" fragte er schüchtern.

„Gewiß," entgegnete Emila „aber sie ist ausgegangen."

„Dann will ich wiederkommen — —"

„Bleiben Sie nur, ich bin ihre beste Freundin und leiste Ihnen gern Gesellschaft."

Fritz fühlte wieder, wie Emilas beobachtende Blicke sein Blut in Wallungen versetzten, und er schwankte ob er gehen sollte oder nicht.

Aber er blieb und als er ein halbes Stündchen mit ihr geplaudert hatte, gestand er ihr offen, daß er Melitta heiraten wollte.

„Ich weiß — ich weiß —" sagte Emila nachdenklich mit dem Kopfe nickend, „und sie hat es abgelehnt."

„Sie wissen? Sie hat es Ihnen gesagt —?"

Emila nickte wieder, so eigentümlich.

„Und steht ihr damaliger Entschluß noch heute fest?" fragte sie jetzt.

Fritz schlug die Augen nieder und gab keine Antwort.

„Wenn sie Melittas Vertraute sind, dann können Sie mir vielleicht eine Frage beantworten," sagte Fritz nach

einer Weile, „aber offen, ganz offen müßten Sie sein! — Geben Sie mir Ihre Hand darauf.“

Sie reichte ihm ihre Rechte und Fritz wollte es bedünken, als ob von dieser ein warmer Strom ausginge, der durch seinen Körper den Weg zum Herzen nahm.

„Man hat mir gesagt — aber ich glaube es nicht — Melitta wolle einen anderen heiraten?“

Wie diese Knabenaugen ängstlich auf Emila gerichtet waren, und wie diese unter dem Eindruck dieser braunen Sterne, in denen es so eigentümlich flackerte, errötete! Welch' süßes Verlangen in ihr aufstieg und wie ihr Herz sich dem reinen Jüngling an ihrer Seite zuwandte! — Noch schwieg sie, sie wollte den häßlichen Worten, die ihr ein abscheulicher Kobold zuflüsterte, den Ausgang über ihre Lippen nicht gestatten.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie endlich. — Aber sie errötete dabei, und dieses Erröten ließ sie noch schöner erscheinen wie bisher.

„Sie wissen mehr als sie sagen wollen,“ entgegnete Fritz tot traurig, „aber es ist ja natürlich, sind Sie doch Melittas Freundin.“ —

Endlich erhob er sich um zu gehen, blieb jedoch an der Thür noch einmal stehen. „Sagen Sie Melitta bitte nichts von dem was ich Sie fragte,“ bat er schüchtern von hier aus.

„Nein — verlassen Sie sich darauf.“

Hätte Fritz bis dahin nicht gesehen wie schön Emila war, jetzt, wo die Sonne ihr Gesicht voll beleuchtete und das kastanienbraune Haar wie mit einem Goldschnitt verschönte, hätte es ihm auffallen müssen. Emila fühlte den Eindruck, welchen sie auf den Mann machte, der noch immer, die Klinke in der Hand unschlüssig an der Thür stand.

„Verschweigen Sie ihr lieber meinen Besuch ganz und gar, ich möchte sie überraschen. Wann wird sie wohl zu Hause sein?“

„Morgen um dieselbe Zeit,“ antwortete Emila schnell.

Es war gut, daß Fritz sie nun wirklich verließ, die Purpurglut ihrer Wangen hätte ihm verraten müssen, daß sie die Unwahrheit sagte.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Fritz ein, fand Melitta nicht, und es entging Emila nicht, daß seine Enttäuschung darüber nicht allzugroß war.

— Und so ging es weiter. Wie es so gekommen war, wußte Fritz selbst nicht, aber so viel stand fest, daß Emila und er sich liebten, daß sie sich nächstens heiraten wollten und daß er die angebliche Untreue, der einst so heiß geliebten Melitta, die er geflissentlich zu umgehen wußte, verschmerzt hatte.

Melittas Wangen verloren wieder ein wenig von ihrer Frische, die alten Schatten lagerten sich wieder um ihre Augen, sie litt entsetzlich, weil Fritz sich immer noch nicht bei ihr gezeigt hatte, obgleich sie wußte, daß er schon lange von seiner Reise zurückgekehrt war.

Endlich hielt sie es nicht mehr aus und schüttete der Freundin ihr Herz aus.

Emila lachte rauh. „Laß ihn laufen, wer wird sich von einem Manne das Herz schwer machen lassen!" — dann ging sie schnell hinaus.

Melitta sah ihr starr nach. Sie konnte sich diese plötzliche Teilnahmslosigkeit gar nicht erklären, um so mehr da sie wußte, daß Emilas Herz auch gesprochen hatte, denn sie hatte zuweilen heimliche Zusammenkünfte, ohne ihr freilich — und das kränkte sie — mitzuteilen mit wem.

Heute Abend sollte im Zirkus eine große Galavorstellung zum Vorteil der beiden Königinnen der Lüfte stattfinden und die Zettel verkündeten mit weithin sichtbaren Lettern, daß die beiden Benefiziantinnen ohne untergespanntes Fangnetz arbeiten würden, wobei Signorina Melitta, mit den Fußspitzen am obersten Trapez hängend, die Signorina Emila mit zwei Fingern am Leibriemen festhalten und frei schweben lassen sollte. — Die Wirkung

dieser Anzeige war großartig und das Haus war schon am Morgen ausverkauft.

Das Verhältnis zwischen den beiden Freundinnen war in der letzten Zeit merklich kühler geworden. Melitta kränkte die Verschwiegenheit Emilas und diese konnte sich des quälenden Gedankens, der Freundin den Geliebten abspenstig gemacht zu haben, nicht erwehren.

Mehr als einmal versuchte sie ihrer Leidenschaft Herr zu werden, das Verhältnis mit Fritz zu lösen, ihm ihre ganze Schändlichkeit einzugestehen und ihn zu Melitta zurückzuführen. — Aber ihr Bemühen war vergeblich, die Nähe des Geliebten machte sie stets wieder schwach und es blieb beim Alten.

Es dämmerte, Emila und Melitta saßen in ihrem Zimmer, als erstere sich plötzlich erhob, um das Mädchen nach einer Droschke zu schicken, weil sie ganz gegen ihre Gewohnheit heute früher wie sonst und ohne ihre Freundin in den Zirkus fahren wollte.

„Entschuldige mich — Melitta — ich habe vorher noch Besorgungen.“

„Aber es ist ja noch viel zu früh.“

„Laß mich nur — Du wirst wohl auch einmal den Weg ohne mich hinfinden,“ gab Emila erregt zurück und ging.

Melitta schwieg und wunderte sich über ihr eigentümliches Benehmen, als sie zufällig auf dem Fußboden, ganz dicht an der Thür ein zusammengefaltetes Papier sah, welches vorher — sie wußte es ganz genau — dort nicht gelegen hatte. — Emila mußte es beim Hinausgehen verloren haben.

— Sie wandte das Gesicht von jener Stelle ab. — Sie durfte das Papier, offenbar ein Brief der an Emila gerichtet war, ohne das Briefgeheimnis zu verletzen und somit einen Verrat an der Freundschaft zu begehen, ja doch nicht lesen.

Eine Weile hatte sie so gesessen, aber ein unerklärliches Etwas hatte ihre Blicke und Gedanken immer wieder nach jenem Papier gezogen. Endlich sprang sie auf, ergriff es — und — „von Fritz!" — frohlockte es von ihren Lippen, doch nur um im nächsten Moment unter Thränen — „An Emila!" — auszurufen.

— Sie las — las weiter — las noch einmal — so lange bis jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen war, bis ihre Augen in einem düsteren Feuer glühten. — Nun legte sie den Brief auf dieselbe Stelle wo sie ihn gefunden hatte, machte sich mechanisch zum Ausgehen fertig, bald stand sie auf der Straße und stieg in eine Droschke.

„Zufahren — hier — nehmen Sie," rief sie dem Kutscher zu. Das reichliche Trinkgeld schien die alten Pferde verjüngt zu haben, so eilig liefen sie davon und dennoch war es Melitta, als ob sie in einer Schneckenpost säße.

— Endlich der Zirkus! — Sie sprang aus dem Wagen, verschwand in der Manège, durchschritt, um ihre und Emilas gemeinschaftliche Garderobe zu erreichen, die Ställe und die halb dunklen Requisitenkammern. — Einen Augenblick stand sie da wie blind und taub — endlich wurden ihre Sinne wieder für äußere Eindrücke empfänglich.

— Durch die Ritzen der Bretterwand schimmerte von draußen das Gaslicht und — horch — dort sprachen Fritz und Emila miteinander:

„Heute gebe ich die letzte Vorstellung, ich verspreche es Dir, und morgen gehöre ich Dir!" — sagte Emila eben. „Steige nicht ohne Netz auf das Trapez, mir ahnt Furchtbares, thu es nicht, Geliebte. Wenn ich Dich verlöre!" bat Fritz unter heißen, feurigen Küssen.

Das hatte auf die arme Melitta wie ein Dolchstoß von lieber Hand auf ihr Herz gezückt gewirkt. „O mein

Gott," rang es sich von ihren Lippen, dann schwankte sie in die Garderobe.

Totenbleich, unfähig sich anzukleiden, saß sie noch dort als Emila geröteten Angesichts in der Thür erschien. — Auge versenkte sich um die Länge eines Gedankens in Auge — und Emila schlug die Lider nieder, sie wußte jetzt, von wessen Lippen sich das verzweifelte — „O mein Gott!" was sie draußen vernahm, gerungen hatte.

Sie legte den Mantel ab, griff in die Tasche, vermißte den Brief und verstand alles.

Melitta hatte inzwischen die Frauenkleider bereits ausgezogen, die fleischfarbenen, silberfunkelnden Trikots legten sich schon um ihre Glieder, nur noch wenige Handgriffe und sie war fertig. —

Emila konnte sich noch immer nicht entschließen, das Kostüm anzulegen, endlich riß sie ein Stück nach dem anderen hurtig herunter, ruhte sich dazwischen wie von einer großen Anstrengung aus, suchte Melittas Blick, fand ihn auch und wandte sich, entsetzt von dem was darin stand, zur Seite.

Der Inspizient pochte. „Es ist Zeit." Emila fuhr zusammen. „Gleich — gleich!" — Nun flogen ihre Glieder, es war die höchste Zeit und doch konnte sie sich nicht entschließen, die Freundin um eine Hilfeleistung zu bitten.

Melitta ging bereits hinaus. Eine unheimliche Festigkeit lag in ihren Schritten und Emila kämpfte mit sich, sie zurückzuhalten, sich ihr reuig zu Füßen zu werfen, um ihr alles zu gestehen. — „Zu spät, zu spät!" rief sie verzweifelt. —

„Das Publikum wird ungeduldig, die Klowns können es nicht mehr amüsieren," drängte der Inspizient wieder. „Der Direktor wird Sie in Strafe nehmen, Signorina Emila!"

„Meinetwegen! Noch ein Wort und ich arbeite gar nicht!" — klang's aus der Garderobe.

Gar nicht? — Gar nicht? — Das war ein Wort!

Das war ein Gedanke! — Emila fröstelte zusammen. — Sie arbeiteten heute ohne Netz — Melitta hatte sie ganz und gar in der Gewalt — nur einen Finger brauchte sie zu öffnen und sie — — die Räuberin ihres Lebensglückes — war ein Kind des Todes!

„Des Todes" — murmelte Emila — — — und als sie nun Hand in Hand mit Melitta leichten Sprunges im Zirkus erschien, als der Jubel aus tausend Kehlen ihr entgegen drang, waren ihre verwirrten Sinne nur immer des einen Gedankens fähig: — „des Todes — des Todes". —

Nun ging die schmetternde Musik in sanftes Adagio über und die Vorstellung begann, mit einer zierlichen Umarmung der beiden Benefiziantinnen. Arm in Arm, Herz an Herz, Auge in Auge standen die beiden reizenden Königinnen der Lüfte, in ihren rosigen mit Silberstaub besäten Trikots, ihren blinkenden Flügeln und den Rosenknospen im gelösten Haar vor dem jubelnden Publikum. — Welch ein vollendetes Bild der Anmut! Aber Emila fröstelte es bis in die tiefste Seele. Dieser kalte und glänzende Blick Melittas schien ihr Furchtbares zu künden.

— „Ein Zucken des Fingers — und — — —" schwirrte ihr vor den Ohren.

„Vorwärts," flüsterte der Inspizient. Emila scheuchte wie aus einem tiefen Traum auf, schon sah sie Melittas silberflimmernde Glieder hoch oben am Trapez und nun das Seil erfassen, gleichfalls in Windeseile hinauf klimmen war bei ihr das Werk eines Gedankens.

Das erste Stück begann. Im Anfang ging ein Schauder durch das Publikum, wenn es diese kühnen Schwingungen der beiden Mädchen hoch oben über ihre Köpfe sah und dabei bedachte, daß heute kein Fangnetz die etwa Herabfallende vor dem sicheren Tode retten konnte. Nach und nach aber gewöhnte es sich daran, sich nun ganz dem Genusse des Staunens überlassend.

Immer wagehalsiger wurden die Produktionen und jetzt — jetzt — kam das Grausigste von Allem. O ihr

lieben, gemütlichen Deutschen! — — Über die Unmenschlichkeit der Stiergefechte in Spanien reißt ihr in edler Entrüstung den Mund wer weiß wie weit auf, und hier, wo zwei Menschen ums liebe Brot leichtfertig jeden Abend mit ihrem Leben spielen, überlaßt ihr euch nur all zu gern einem angenehmen Gruseln!

— Freilich ihr sitzt ja sicher, nicht einmal auf den Kopf fallen können sie euch!

Melitta hing schon an den Fußspitzen — Emila stand bereits auf dem halben Trapez — alles Blut schien aus ihrem Körper gewichen, die Zähne schlugen klappernd aneinander. — Sollte sie es wagen? — — Ein Riesenkampf zwischen der Todesangst und dem rätselhaften Drange nach Erfolg — Feigheit und Mut — Vertrauen auf Melittas gutes Herz und den Mahnungen des schlechten Gewissens tobte in Emilas Brust. — Endlich — ein kühner, kurzer Entschluß und sie hing schon an den Zehen, Körper an Körper — Wimper an Wimper mit — ja — mit ihrer furchtbarsten Freundin.

Emila schloß die Augen, sie konnte weder diesen starren Blick der anderen dicht vor, noch die grausige Tiefe unter sich ertragen.

Noch ist sie sicher, denn sie verläßt sich noch auf ihre eigene Kraft. — Aber — jetzt — — — jetzt — — — sie umfaßt Melittas Leib — — löst langsam — erst den einen — soll sie — soll sie? — nun den anderen Zeh vom Trapez, — giebt sich einen Schwung und liegt fest in den Armen der von ihr Beraubten. Jetzt faßt Melitta den Ring des Gurtes mit voller Hand, löst den Daumen — nun den kleinen — und endlich den Ringfinger — und nun — schwebt Emila frei in der Luft an zwei Fingern des von ihr schändlich hintergangenen Mädchens. Emila will es bedünken als ergrauten ihre Haare.

— Atemlose Stille. —

— „Ich kann nicht mehr," flüsterte Melitta. Emilas starres Blut bekommt wieder Leben.

„Herr Gott — rette mich — sie soll ihn haben — ja — ja — Hilfe — Hilfe!“ — ruft Emila laut in den weiten Raum hinunter — furchtbares, stummes Grausen im Publikum — klettert an der andern empor — umklammert die Querstange — ist gerettet und steht hochaufatmend auf dem Trapez. Jetzt tönt ein einziger markerschütternder Schrei aus tausend Kehlen und Melitta liegt mit zerschmetterten Gliedern leblos im Cirkus.

Niemand bekümmert sich um den jungen Mann im zweiten Range, der dort in Ohnmacht fällt, bei einem so grausigen Vorgange ist dies ja nicht zu verwundern.

* * *

Wer Fritz noch von früher her als braungelockten flotten Burschen kannte, schüttelte jetzt bedenklich den Kopf über ihn: — — Er hat merkwürdig früh gealtert, weiße Fäden durchziehen sein Haar, er geht schlaff und gebückt einher und ist anscheinend zum vollständigen Sonderling geworden. Schweigend versieht er sein Geschäft, verkehrt, ja spricht jedoch fast mit niemanden und macht zur bestimmten Stunde, Tag ein, Tag aus, mag es regnen oder die Sonne sengend heiß hernieder prallen, ein und denselben Spaziergang.

Er geht von seinem Laden aus am Kirchhofe vorüber, starrt dort über die Hecke nach einem schmucklosen Grabhügel, durchschreitet den Wiesengrund, biegt zur Irrenanstalt ein, bleibt hier, die Fenster musternd, einen Moment stehen und läuft dann so hastig nach Hause, daß er außer Atem und in Schweiß gebadet, dort wieder anlangt.

— „Der macht's nicht mehr lange!“ — sagen die Nachbarn. „Und wie gut könnte er's haben. — Nichts fehlt ihm zu seinem Glücke!“

Der Liebesvogel.

Niemand zweifelte daran, daß Elwi hübsch war. Selbst der Lieutenant aus der Großstadt, welcher es die Bewohner des Städtchens als eine Gnade empfinden ließ, daß er hier drei Jahre seines jungen, lustigen Lebens als Landwehrbezirks-Adjutant zubrachte, hatte dies anerkannt, und der mußte es wissen.

„Solche Mädchen liebt man, aber heiratet sie nicht,“ hatte er auch einmal dem Referendar Aribert gegenüber geäußert, was dieser ganz in der Ordnung fand, denn Elwi hatte keinen Groschen Geld.

So kam es, daß das schönste Mädchen des kleinen Ortes, dem Tugend, Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Verstand und häusliche Vorzüge nicht fehlen, bis jetzt noch keinen Bräutigam gefunden hatte. — Oft schon hätte sie heiraten können, aber die jungen Männer, welche in der Lage dazu gewesen wären, standen Fräulein Elwi nicht an, und die andern hatten sich leider des gleichen Mangels zu beklagen, wie sie selbst.

So sagte man. — Man sagt ja viel in solchem kleinen Neste, das noch nicht einmal fünftausend Einwohner zählte. Ob überhaupt schon jemand Elwis Herz ernstlich

beunruhigt hatte, wußte niemand, selbst Tante Kochem nicht, der doch sonst so leicht nichts entging, was in das Fach des Heiratens oder des Stadtklatsches schlug.

Einmal zwar — — war es auf dem ersten oder dem zweiten Kasinoball? — — da glaubte sie einen langen Blick aufgefangen zu haben, den Elwi aus ihren aurikelbraunen Augen dem Referendar Aribert sandte.

Aber nein, sie hatte sich doch wohl geirrt, denn Elwi war zu klug, um ernstlich daran zu denken, ihr Nichts mit dem Nichts dieses jungen Mannes, der noch nicht einmal das Assessorexamen gemacht hatte, zu verbinden. Tante Kochem schien Recht zu haben, kein vielsagender Blick wurde wieder von ihr aufgefangen, und Referendar Aribert — sie konnte das im Doppelspiegel von ihrem Fensterplatz aus sehen — machte niemals auch nur den Versuch zu einer Fensterpromenade.

Und doch hatte sich Tante Kochem geirrt, denn Elwis Auge überflog, heimlich hinter den blühenden Blumenstöcken versteckt, recht oft die schlanke, kräftige Gestalt Ariberts, wenn er über den Marktplatz schritt, und niemals freute sie sich mehr auf einen Tanz, als wenn er sie dazu aufgefordert hatte.

Man lebte lustig in der kleinen Stadt, lud sich fleißig ein, musizierte, hielt Damenkaffees ab, worüber die Herren zwar gewaltig schalten, aber im Grunde genommen doch ganz damit zufrieden waren, weil sie, um sich in ihrer Einsamkeit zu trösten, an solchen Tagen auch zusammen kommen konnten.

Kaffee wurde da freilich nicht getrunken, aber geklatscht wurde gleichfalls. Spielten die Damen ihr Whist oder Boston, so bevorzugte die Männerwelt Skat oder Lhombre, und schwoll ihnen der Kamm einmal gar zu sehr, so ließ man die Berechnungsspiele bei Seite und huldigte dem, wo das Glück allein sein Wort spricht. In dieser Beziehung vergaß man ganz und gar die Philistrosität der Kleinstadt.

Davon hielten sich der Landwehr-Adjutant und der Referendarius jedoch fern, vielleicht weniger aus angeborener Abscheu gegen das Glücksspiel, als aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts zu verlieren hatten.

Der Winter trotz seiner Kälte, in den oberen Schichten der menschlichen Gesellschaft die dem Erblühen der Liebe am günstigste Zeit, war nun angebrochen und der Kasino-Saal mit seinem mangelhaften Fußboden und seiner schwachen Gasbeleuchtung, öffnete sich der tanzlustigen Jugend wieder.

Da fügte sich's, daß Elwi und Aribert mit einander tanzten und daß in dem letzteren dabei ganz zufällig der Gedanke aufstieg, wie schade es doch sei, daß man solches Mädchen wohl lieben, aber nicht heiraten konnte.

Sie hatte ja so schöne, treue Augen, war schlank gewachsen wie eine Tanne; wenn sie sprach, klang's wie Musik und was sie sprach, war klug und gut zugleich.

Als Aribert nun beim Morgengrauen fröstelnd durch die Straßen schritt, so müde, daß er kaum noch einen Fuß vor den andern setzen konnte, da sah er schwärmerisch zum Himmel, wo er vergeblich nach einem einzigen Sternchen suchte.

„Hei," sagte er vor sich hin, „kann ich nicht beides, so doch das Eine. Lieben und Heiraten geht nicht, heiraten allein auch nicht, so bleibt mir nur das Lieben übrig. — Also — lieben wir!"

Und Aribert liebte mit der ganzen Glut dessen, der hoffnungslos liebt.

Aber hoffnungslose Liebe pflegt heimlich einherzuschreiten, als ob sie sich schäme. Der Lieutenant, der nächst Tante Kochem im Städtchen sonst alles ahnte, ahnte nichts von ihrer Gegenwart bei Aribert, auch genannte Tante nicht — — ja sogar der schönen Elwi blieb sie verborgen.

Und das sollte sie, denn der Referendar war ein ehrlicher Mann, der sich's niemals würde verziehen haben,

hätte er in dem Mädchen seines Herzens vergebliche Hoffnungen erweckt.

Aber Elwi vergalt Gleiches mit Gleichem, denn auch sie war für Aribert entflammt und wußte die Flamme zu dämpfen. So verzehrten sich beide in Leidenschaft für einander, die heimlich in ihren Herzen fortwucherte, an Tiefe mehr und mehr zunehmend, je heimlicher sie sie pflegten.

Nun löste Frühlingswehen die eiserstarrten Bäche, der Schnee der Berge schmolz und rauschte zu Thal, und wieder über eine kleine Weile hielt der Lenz mit Blatt und Blüten seinen Einzug.

War es nur möglich, war es kein Traum, daß Aribert schwarz auf weiß geschrieben eine Trauerkunde in der Hand hielt, die ihm zugleich zur hoffnungsvollen Künderin eines namenlosen Glückes wurde? — Ein entfernter, kaum gekannter Verwandter hatte das Zeitliche gesegnet und ihm einen Teil seiner irdischen Güter hinterlassen.

Zwanzigtausend Mark waren es, die mußten genügen, um einen bescheidenen Hausstand, den er sobald als möglich mit Elwi gründen wollte, so lange zu bestreiten, bis er die hohe Würde eines Assessors und zwar, was besonders wichtig war, eines besoldeten, errungen hatte.

Da stieg es heiß und kalt in ihm auf. Wollte denn Elwi die Seine werden? Mußte sie ihn denn wieder lieben, weil er sie liebte?

Er saß am Fenster und sah in das Dämmerlicht. Die Luft war mild und blütenduftig, und in den Bäumen drüben in Elwis Garten rauschte es geheimnisvoll. — Er wußte, daß sie jetzt nicht im Zimmer weilte, wie hätte sie diese wonnigen Abendstunden im engen Raume verbringen sollen?

„Tüüüf — — tüüüüf — — tüf“ — da schlug zum erstenmal in diesem Jahr die Nachtigall.

Aribert sprang auf, verließ das Haus und bald war

der grünumwachsene, verschwiegene Heckenweg gefunden, der hinter den Häuserreihen zu Elwis Gärtchen führte.

Dort das bunte Kuppeldach des kleinen Aussichtstempels, da das unverschlossene Pförtchen und dort — — schwebend wie ein Rosenblatt vom Sommerwind getrieben — — Elwi im lichten Kleide zwischen ihren Blumen wandelnd.

„Herr Referendar!“ — das klang freudig erschrocken.

„Fräulein Elwi!“ — Zärtlicher konnten die beiden Worte nicht gesprochen werden. — Sie standen sich am Gartenpförtchen gegenüber, das schwache Gatter war das Einzige, was sie körperlich trennte. Doch dafür tauchte Auge in Auge unter, die Seelen schwammen in einander, die Hände fanden sich, anscheinend zum alltäglichen Guten Abend; doch in Wirklichkeit zu einem Druck, der von den Fingerspitzen bis zum Herzen reichte.

„Tüüüüf — tüüüüf — — — tüüf“ — klang's aus dem schneeübergossenen Weißdornstrauche — — da fanden sich die Lippen.

„Wie ich Dich liebe, meine Elwi.“

„Ich liebe Dich noch heißer, Aribert.“

Nachtigallenschlag und Liebesschwüre fliegen gemeinsam zum Frühlingssternenhimmel auf, der sich im ganzen Jahre nicht so herrlich über Gottes schöne Erde spannte wie gerade heute.

„Gute Nacht, Elwi.“

„Schlaf wohl, Geliebter.“

„Schlafen? — Glaubst Du, daß ich schlafen könnte?“

„Nein, nein — ich kann es auch nicht.“

Sie küßten sich, trennten sich und verträumten, dem Nachtigallenschlage lauschend, die halbe Nacht.

Als Aribert am andern Morgen zu Elwis Vater schritt, war der mächtige Liebesvogel längst verstummt. Die Welt sah so nüchtern aus und der Alte ganz besonders. Das ewige Drehen der hörnernen Schnupftabaksdose zwischen den mageren Fingern und das beständige Nicken

mit dem Kopfe des alten Herrn, machten Aribert ganz nervös. Beides paßte so gar nicht zu seiner feurigen Rede, wo jedes Wort von heißer, überschwenglicher Liebe sprach.

Nun hatte er geendet und sah dem Vater der Geliebten erwartungsvoll ins Gesicht.

„Hm, das ist recht schön, mein lieber Freund, daß Sie meine Tochter lieben, und ich halte es ja auch nicht für unmöglich, daß sie Ihre Gefühle teilt, aber von der Liebe lebt man nicht, im Gegenteil, sie zehrt" —

„O, ich habe geerbt — —"

„So — — so — —?"

„Wir können sofort heiraten."

„So — so —? Heute etwa gleich?"

„Heute lieber als morgen."

„Das glaube ich wohl. Nun wie viel —?"

„Zwanzigtausend Mark!"

„Recht hübsch — — aber — — es dauert vielleicht noch sechs Jahre bis zum ersten Gehalt als Assessor und bis dahin ist keine Spur mehr von dieser Summe vorhanden!"

„Wir leben sparsam."

„Wenn auch. Nun hören Sie mich auch, mein lieber Freund." Der grausame Vater reckte sich zu seiner ganzen Größe, legte sein Gesicht in ernste, geschäftsmäßige Falten und fuhr fort: „Sie sollen Elwi haben; doch erst machen Sie den Assessor, warten dann noch zwei Jahre, damit Sie, wenn Sie heiraten, doch wenigstens absehen können, wann Sie in das Gehalt einrücken."

„Aber — Herr — —"

„Mein letztes Wort." Damit grüßte er zum Abschiede, „es sei denn, daß Sie noch einmal eine so glückliche Erbschaft machten," scherzend hinzufügend.

Aribert schlich betrübt nach Hause. „Das wären ja im glücklichen Falle noch mindestens vier Jahre — und wenn ich durchfiele — —?" Der Frühling versank vor

Ariberts düsteren Blicken, die Welt, die ihm noch gestern so froh und glückverheißend entgegenlachte, erschien ihm des Sonnenglanzes ganz und gar beraubt.

In dieser Stimmung traf ihn der Lieutenant.

„Junge, Junge, was hast Du?"

„Ich? Was soll ich haben?"

„Aber Du siehst ja aus wie der Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind."

„Was Du Dir einbildest."

„Wollen wir hinausgehen und den Frühling belauschen?" — Aribert lachte hell auf. Der sonst so praktische Landwehr-Bezirksadjutant, der zumeist nur von Dislozierungen und Mobilmachungsarbeiten sprach, und dazwischen über das ewige Minus klagte, war auf einmal schwärmerisch geworden und wollte den Frühling belauschen!

Jetzt lachte er selbst darüber. „Ja, ja, mein Junge, Du siehst, zu welchen Torheiten einen der erste Schlag der Nachtigall verleitet. Tüüüüf — tüüüüf tüf — tüf — gestern Abend hat's mich ganz toll gemacht und gleich beschloß ich, mit Dir heute in den Wald zu gehen."

„Tüüüüf — tüüüüf," versuchte jetzt auch Aribert zu flöten.

„Ha — ha — Du, das kommt sehr trocken heraus — ha — ha." Beide gingen. Aber zu belauschen brauchten sie den Frühling nicht, der umblühte und umbrauste sie so gewaltig, der erfüllte so ganz und gar die linde Luft, daß sie seine unsagbare Wonne mit jedem Blick, jedem Atemzuge genossen.

Ariberts Stirn heiterte sich auf, seine Augen strahlten und er dachte an das Tüüüüf — tüüüüf — das gestern seine Liebesworte begleitete. — Sein mußte sie jetzt schon werden — sein um jeden Preis. — Die romantischsten Gedanken kamen ihm. Der Widerstand eines maßlos nüchtern denkenden Vaters mußte gebrochen werden, und wenn es nicht anders möglich war, mit Gewalt.

Mindestens noch vier Jahre mit der Heirat zu warten, wie der Herr Vater das wünschte, dünkte ihm unmöglich.

Den ganzen Tag über hatten sich die beiden jungen Leute im Freien getummelt und schlenderten nun bei sinkender Sonne dem Städtchen zu.

„Da wird man hungrig,“ sagte Aribert.

„Und durstig,“ setzte der Lieutenant hinzu. „Hunger und Durst pflegen ja ebenso getreulich Hand in Hand zu gehen, wie Liebe und Kummer.“

Der Referendar seufzte schwer.

„Na nu?“ fragte der Adjutant, „das klingt ja gerade —“

„Als wenn ich Hunger und Durst hätte,“ scherzte der andere dagegen.

„Sieh da im Löwengarten scheint es ja lustig herzugehen.“

„Scheint so.“

„Also — avanti!“

Aribert zauderte, er fühlte, daß er heute nicht dahin paßte, wo es lustig herging; doch der Lieutenant war schon eingetreten und so folgte er denn. Die Thür zum Speisesaal war geöffnet, damit vom Garten her die Frühlingsluft ihren Einzug halten konnte.

„Halloh!“ „Castor und Pollux!“ „Hierher!“ „Nein hier!“ erklang es einstimmig von der langen Tafel her, die mitten im Zimmer stand und von dreißig Herren in ausgelassenster Stimmung besetzt war. Die Flaschenbatterien bezeugten, daß sie dem Weine schon tapfer zugesprochen hatten. Eben knallten die ersten Champagnerpfropfen.

„Donner, da sind wir in den Landwirtschaftlichen geraten!“ rief der Adjutant und wollte sich zurückziehen.

„Hier geblieben,“ schallte es vom Tische her und doppelt so viele Arme wie hier Herren versammelt waren, breiteten sich aus, um die beiden Freunde fest zu halten.

„Wir ergeben uns!“ kapitulierte der Offizier und dem Referendar blieb nichts weiter übrig, als sich auch zu setzen.

Das schäumende Champagnernaß ist der beste Sorgenbrecher und so verflüchtigte sich auch nach und nach Ariberts Liebeskummer. Nun dunkelte es — und horch — dort in der Ecke ertönte das leise Klingen von rollenden Geldstücken, Karten wurden ausgegeben und angenommen, die Gesellschaft schaarte sich um den runden Tisch, und der flotteste Tempel, den das Städtchen je erlebte, war bald im Gange.

Nur Aribert und sein Freund spielten nicht, sondern standen umher und schauten dem Spiele zu.

„Tüüüüüf — tüüüf“ — — — der Nachtigallenschlag erneute plötzlich in Ariberts Herzen das kaum vergessene Lied, — dazwischen immer das lustige „Kling — kling“ des Goldes.

„Der dicke Kretschmann aus Andensleben macht sie doch alle tot,“ wandte sich der Adjutant eben an ihn.

„Weshalb?“

„Nun einfach, weil er das meiste Geld hat und es beim Hazardspiel doch schließlich nur darauf ankommt, wer über den längsten Atem verfügt.“

„Hm — hm — —“ nickte Aribert und sah gespannt auf die ausgelegten Karten. Das Wort des Freundes brannte ihm in der Seele. — Mehr Geld als in seinem Pulte zu Hause lag, besaß der dicke Kretschmann doch nicht. — — Wenn er nun auch einmal sein Glück versuchte? — Vielleicht verdoppelte er dann sein Vermögen und Elwis Vater hatte dann keinen Grund mehr, ihm die Hand der Tochter vorläufig noch zu verweigern. — —

Doch nein, er wies den Gedanken von der Hand.

„Tüüüüüf — tü ü ü üf“ — — — Der süße Laut ging ihm durch und durch, er zauberte ihm Elwis reizende Gestalt, wie er sie gestern am Gartenpförtchen sah, vor die Seele — er fühlte die Macht ihres Blickes — — das Feuer ihrer Lippen und er erhob sich.

„Wohin Aribert?“

„Ich komme gleich zurück. Warte nur.“

Und Aribert flog mehr, als daß er ging in seine nahe Wohnung, schob, was er an baarem Gelde besaß, in seine Tasche, knöpfte die Papiere unter den Rock — und —

„Da bist Du ja wieder.“

„Da — — da — — da — — bin ich! — Attention!“ Ein Hundertmarkschein stand auf der Dame.

„Kerl — Du bist toll!“ raunte ihm der Adjutant zu.

„Laß mich.“

Schlag um Schlag und Aribert gewann, aber noch war es lange nicht genug. — Der Sang der Nachtigall erregte jede seiner Nerven. — Plötzlich verlor er — verlor — verlor — — — —

„Sekt her!“

„Hier ist er schon.“

Die Champagnerflaschen schienen wie Pilze nach dem Regen aus der Erde geschossen zu sein, Aribert stürzte ein Glas nach dem andern hinunter, setzte, gewann, setzte und verlor mächtige Summen. Ein Wertpapier nach dem andern wanderte in die Hand des Banquiers.

„Mensch — hör' auf,“ flüsterte der Adjutant.

„Laß mich — ich halte es aus — ich — habe mehr als der da!“ entgegnete Aribert keuchender Brust, verglasten Auges, mit dem Kopf Herrn Kretschmann zunickend.

„Tüüüüf — tüüüf — — tüf,“ draußen in den Büschen.

Der Offizier verwünschte sein unbedachtes Wort, das er vorher gesprochen hatte.

Nur drei Wertpapiere fühlte Aribert noch auf seiner Brust, ihr leises Knistern vereinte sich mit dem jeden Nerv in ihm erzitternd machenden Tüüüf — tüüf — der Nachtigall, die da draußen im Flieder sang.

„Verdammtes Vieh!“ — Eine gefüllte Champagnerflasche ergreifend, stürzte Aribert an die Thür und schleuderte sie in das Gebüsch, — der Sang verstummte. — —

„Gott sei Dank!“ —

Ha — er gewann — und spielte mit wachsendem Mute weiter — doch das Glück läßt sich nicht erzwingen — — das Unglück verdrängte es schon wieder — und nun — „o Himmel!“ — eben war der letzte Schein verloren.

Der Lieutenant, welcher das Verfahren seines Freundes nicht mit ansehen mochte, war längst nach Hause gegangen, und jetzt schlich auch Aribert seiner Wohnung zu. — „Tüüüüüf — tüüüüf — tüüf — tüf“ — flötete es von Elwis Garten her — — da fiel ein Schuß, der Aribert tot zu Boden streckte, — — und das süße Tüüf — tüüüf des Liebesvogels war verstummt.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.